

# Bote von St. Afra

Vierteljahresblätter  
der Fürsten- und Landes[schule St. Afra



Herausgegeben im Namen des Lehrerkollegiums von Rektor Dr. Hartlich

10. Jahrgang

April 1932

Nummer 1

Inhalt: In memoriam. Chronik. Rede zur Goethegedenkefeier. Aus Afras Vergangenheit (Schluß). Rede des Rektors zur Abiturientenentlassung. Donec gratus eram tibi. Zum Lenx in die Berge! Die Ortsgruppe Plauen. Der Leipziger Afranerabend. Neuerwerbungen der Schülerbücherei. Abgang und Zuwachs. Lebenslauf. Verschiedenes. Meyers Kleines Lexikon. Familiennachrichten. Geschäftliches.



In memoriam.

**König Friedrich August**

gest. am 18. Februar 1932

Heim kehrt Du wieder, Du Wettiner Sproß,  
Weil heim Du gingest von der Erden  
Und Ewiges nun schauft statt Streit und Werden.  
Jetzt Deiner Ahnen wardst Du seliger Genosß.

Gelassen einst — es war so Deine Art —  
Ließt Du das Zepter, stiegst vom Throne,  
Bliebst trotzdem unser König ohne Krone,  
Zu Deinem Requiem, sieh, wie Dein Volk sich schart!

Wir liebten Dich in Deinem graden Wesen.  
Einfach und schlicht, ein kerniger Soldat,  
Zur Tat bereit und oft verwegen,

Von manchem herben Leid im Wald genesen,  
Ein weidgerechter Jäger gingst Du Deinen Pfad.  
Du bleibest unser, wenn sie in das Grab Dich legen.

Otto Hartlich.

## Chronik.

Am 6. Januar kehrten die Alumnen zurück, in der großen Pause am 7. Januar stellte der Rektor dem Coetus den neu zugewiesenen Studienreferendar Dr. Teuscher vor. Der Eröffnung der sudetendeutschen Ausstellung wohnte der Rektor am 10. Januar bei, am 12. Januar wurde sie von allen Klassen besucht. Es begann nun eine Periode ernster Arbeit, die von den meisten Alumnen auch fleißig ausgenützt wurde. Mit dem 16. Januar entbanden wir die bisherigen Inspektoren von ihren Funktionen, die nunmehr von den Probeinspektoren versehen wurden. Denn bereits am 4. Februar begann die schriftliche Reifeprüfung, an der sich alle 24 Abiturienten beteiligten.

Der Heimgang unseres Königs Friedrich August hat in der Schule bei Lehrern, Schülern und Beamten die tiefste Teilnahme gefunden. Ist doch St. Afra dem Wettinischen Hause in Treue und Dankbarkeit verbunden, ihm verdankt sie ihre Geburt und vielfache reichste Förderung. Am 21. März 1905 hat König Friedrich August dem Valediktionsaktus der Schule beigewohnt und sich dann an dem Turnen der Alumnen so erfreut, daß er am 21. September d. J. die Prinzen Georg und Christian nach St. Afra sandte, damit sie sich die damals gezeigten Übungen ansehen sollten. 8 Jahre später kamen dieselben Prinzen auf seine Anordnung wieder, um der Aufführung der *Alkestis* am 2. Juli 1913 beizuwohnen. So war aus alter und junger Vergangenheit das Band gewoben, das die Schule an ihr Königshaus knüpfte. Im Abendgebete gab der Hebdomadur Dr. Schielemann vor dem Coetus den Gefühlen der Trauer Ausdruck, am Tage der Beisetzung (23. Februar) aber nahm die Schule an der großen Trauerkundgebung des Stahlhelms teil; unter der großen Zahl der Fahnen war auch die unsrige umflort vertreten, und wie die eindrucksvolle Feier mit dem vom Rektor verfaßten Spruche: „In memoriam“ eingeleitet wurde, so schloß sie mit dem unter Leitung von Kantor Helm wunderschön gesungenen *Ecce* des afranischen Chors. Die Gedächtnisrede, die auch auf unsere Schüler großen Eindruck machte, hielt General Bock von Wülfsingen. —

Unter dessen waren die Tage der mündlichen Reifeprüfung herangefommen (25. und 26. Februar), bei der der Rektor als Kommissar zu fungieren hatte. Auf Grund des Ausfalles der schriftlichen Arbeiten waren 23 Abiturienten zur Prüfung zugelassen worden, die alle bestanden (vgl. Sonderbericht). Wir Lehrer waren mit unseren Abiturienten noch eine Stunde im Ratskeller zusammen, sie selber sind nach neu eingebürgerter alter Sitte trotz unwirklichsten Wetters noch auf den Götterfelsen gezogen, und noch vor Sonnenaufgang klang recht hübsch gesungen ihr *Christo, patriae, studiis* zu meinen Fenstern herauf. Bereits am 2. März hatten wir zum Entlassungsaktus geladen, der gut besucht war. Eingeleitet wurde die Feier durch den Choral: *Dir, Dir, Jehova will ich singen* (Satz von W. Helm). Die deutsche Rede (Das Verhältnis des schaffens-

den Künstlers zum Leben in „Tonio Kröger“ von Thomas Mann) hielt Günther Lennert, lateinisch sprach Hans-Joachim Richter, das Chorlied aus der *Antigone*: *πολλὰ τὰ δεινὰ* rezitierte Hans-Jochen Knop, englisch sprach Hans Clauß, der 8. Psalm wurde hebräisch und deutsch von Bernhard Märkel vorgetragen, nach der vom Orchester gespielten *Canzonetta* von Siegl entbot den Abschiedsgruß der nunmehr zum Sprecher ernannte Primaner Reinhard Jänke. Die Entlassungsrede des Rektors knüpfte an ein Wort von Rainer Maria Rilke an:

Mach, daß etwas uns geschieht,  
Sieh, wie wir nach Leben beben.  
Und wir wollen uns erheben  
Wie ein Glanz und wie ein Lied.

Mit dem Mendelssohnschen Comitât schloß die Feier. Die Munifizenz unfres hochverehrten Altafraners Dr. med. Sittel, dessen Liebe zur Schule schon durch die Gründung einer afranischen Studentenwohnung in seinem schönen Studentenheim den Lesern des Boten bekannt ist, hatte dafür gesorgt, daß keiner der Abiturienten unbeschenkt nach Hause ging. Jeder bekam einen trefflich gelungenen Abzug des neu entdeckten Goethebildes, das A. Joh. Kern im Jahre 1765 zu Frankfurt malte, im schmucken Rahmen eingehändigt. Der Rektor verlas bei der Aberreichung den Wunsch, den der verehrte Stifter ihm brieflich kundgegeben hatte: „Möchten die jungen Abiturienten aus der Lebensweisheit und Lebenserfahrung, vor allem aus der unüberwindlichen Lebensbejahung des großen Goethe Mut schöpfen für den schweren Lebenskampf, dem sie entgegengehen!“ Ja, das machte die Stunde dieser Entlassung so ernst, daß der Lebenskampf bei einigen unserer Abiturienten uns sozusagen greifbar vor die Augen trat. Wir wußten, daß fünf oder sechs noch über die nächsten Schritte in ein Berufsleben unsicher waren, wir mußten erkennen, daß auch für schöne Gaben und ernsten Willen der Raum zur Betätigung gesperrt war. Sie hatten ein Recht, in Hölderlins Klage einzustimmen:

Doch uns ist gegeben,  
Auf keiner Stätte zu ruhn,  
Es schwinden, es fallen  
Die leidenden Menschen  
Blindlings von einer  
Stunde zur andern,  
Wie Wasser von Klippe  
Zu Klippe geworfen,  
Jählings ins Ungewisse hinab.

Aber es wäre unrecht, bei solcher Klage zu verharren: „Eine Situation zu erblicken, ist der Beginn, ihrer Herr zu werden“ (Naspeß) und — Gottvertrauen muß der moderne Mensch, der zum Gefühle seiner Ohnmacht gegenüber dem Lauf der Welt gekommen ist, wieder seiner Seele einzupflanzen suchen.

Es sei noch erwähnt, daß die Amanuenses (Leuschner und Beyer) des Schularztes Dr. Desterwiz, wie ich immer sagen muß, „von unbekannter Seite“ eine Anerkennung erhielten, und daß das Königsheimvialikum nach Vorschlag seiner Klassengenossen dem Abiturienten Rudi Etohr verliehen wurde.

Die Klassenprüfungsarbeiten waren in der letzten Februarwoche mit Hinzunahme des 1. März geschrieben worden, und es begann nun jene emsige Arbeit und Geschäftigkeit, die der Osterabschluß jedes Jahr erheischt. Dazu beschäftigte eine Sorge die Herzen aller Kollegen: Wir wußten, daß einen von uns das Loß treffen mußte, aus dem Kollegium zu scheiden. In diesen Tagen nun ward es zur Gewißheit, daß unser Kollege Dr. Preuß zum zweitenmale von St. Afra valedizieren würde. Denn das hatte er schon einmal mit einer englischen Rede getan, als er Ostern 1908 als einer der besten Schüler die Schule verließ. Wir werden ihn sehr vermissen, denn er war Afraner durch und durch und so ein hervorragender Träger der Tradition. Mit einem gütigen Gemüt ausgestattet wußte er vornehmlich den Nobelen Mut zu machen und an plastischen Beispielen, oft der Gegenwart entnommen, die Geheimnisse der Grammatik utriusque linguae faßlich zu gestalten. Berühmt geradezu waren seine lateinischen Prüfungen gelegentlich der Aufnahme, wo er allerdings den Armen schuldig werden ließ, der Pein ihn aber durch sein maieutisches Geschick entzog. Bewundert haben wir ihn alle wegen seiner lateinischen Verskunst: quidquid temptabat dicere versus erat. Wir alle haben uns namentlich in heiteren Stunden an seinen Versen herzlich erfreut. Er verstand es überhaupt zu erfreuen. Humor und Witz, selbst Komik verstand er zu üben, vor allem aber war er ein tüchtiger Lehrer, ein zuverlässiger und hilfsbereiter Kollege. Bei der Zensurverlesung am 15. März hat der Rektor Dr. Preuß verabschiedet, all seine Tugenden und Menschlichkeiten bekam er aber zu hören an dem wunderschönen Kollegenabend bei Umlauf, an dem er in zahlreichen Reden in deutscher, griechischer, lateinischer und englischer Sprache gefeiert wurde. Wir überreichten ihm ein von Professor Näther gemaltes Bild der Schule, unsere treuen Wünsche geleiten ihn in sein neues Amt am Staatsgymnasium zu Zwickau.

Aber ich bin den Ereignissen vorangeeilt. Am 15. März 10 Uhr hielten wir unsere Goethefeier ab und hatten dazu öffentlich eingeladen. Wir freuten uns, einige Gäste begrüßen zu können, aber die Feier ist so gut gelungen und hat uns allen soviel Freude gemacht, daß wir uns auch ein volles Haus gewünscht hätten. Der Aktus wurde eröffnet mit der Egmont-Ouverture für Klavier vierhändig, gespielt von Woldert (Ul) und Heilmann (Oll), sodann trug der Primaner Kraft Schellings Worte zum Gedächtnis Goethes vor, der Primaner Segnitz rezitierte die Gedichte „Grenzen der Menschheit“ und „Das Göttliche“. Nun folgte die Gedenkrede unseres Kollegen Hesse, die wir in diesem Boten abgedruckt haben. Der Primaner Ulrich trug Sprüche Goethes vor, und Segnitz sang Ropshtisches Lied II in der Vertonung von H. Wolf.

Am Nachmittag desselben Tages fand die Translokation statt und um 6 Uhr war Zensurverlesung und Verlesung. Am Mittwoch nach dem Vormittagsunterricht ging der Coetus in die Ferien. Das Haus wurde notdürftig gereinigt, denn Donnerstag 10 Uhr begann die Aufnahmeprüfung (s. Sonderbericht), die Freitag 12 Uhr beendet war. Seitdem ist großes Reinemachen!

Ich habe noch nachzutragen, daß wir auch Fastnacht gefeiert haben. Die Pfannkuchen zum Rassecoenakel wurden wie seit Jahren wieder der gütigen Spende des Herrn Dr. Raimund Köhler verdankt. Am

13. Februar hatten wir zum Fastnachtsball eingeladen, unter den Afranern konnten wir auch zu unserer Freude Herrn Professor Dr. Boehsch-Heffter begrüßen. Den Fakultätentanz tanzten 3 Theologen, 1 Neusprachler, 1 Mathematiker, 2 Juristen, 4 Mediziner — von 23 Abiturienten!

Mit großer Freude haben Lehrer und Schüler es begrüßt, daß unsere Wirtschaftsleiterin Schwester Clara Roth unter dem 1. Februar d. J. zur Wirtschaftsoberrin ernannt worden ist. Sie hat diese Auszeichnung reichlich verdient. Am 4. April erwarten wir 17 neue Quartaner, das bedeutet, daß die Untertertia von 1933 mindestens 30 Schüler zählen wird. So sammelt die alte Schule neuen Nachwuchs für die humanistischen Studien. Dann wird die letzte Spur des Reformplanes getilgt sein — er ist schon jetzt kaum noch zu spüren — und wir dürfen uns rühmen, der Lebensweisheit des Horaz gefolgt zu sein:

qui semel adspexit quantum dimissa petitis  
praestent, mature redeat repetatque relicta.

(Ep. I, 7 965.)

Meine Leser denken nun alle wohl, daß mit diesem Horazitat die Chronik endlich zu Ende sei. Aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, mit einem zeitgemäßen Imperativ zu schließen. Hier ist er:

Rebus angustis animosus atque  
fortis appare.

(Carm. II, 10.)

Abgeschlossen am 22. März 1932.

Hartlich.

## Rede zur Goethegedenkefeier

gehalten am 15. März von Studienrat Martin Hesse.

Willst du ins Unendliche schreiten,  
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!

Aus: „Gott, Gemüt und Welt.“

Dieser Spruch des greisen Goethe enthält eine sehr tiefe Lebensweisheit. Er ist, wie jede seiner Erkenntnisse, organisch aus seinem Leben hervorgewachsen; er führt in das Zentrum Goethescher Lebensauffassung und durchleuchtet den Sinn seiner Entwicklung.

Dieser Spruch kann aber auch ein Leitstern sein für alle, die gewillt sind, von Goethe zu lernen und ihr eigenes Wesen in seinem Sinne zu gestalten. Und schließlich ist in dieser Maxime eine Forderung ausgesprochen, die eine Hauptaufgabe jedes höheren und bewußteren menschlichen Daseins ist.

Das Unendlichkeitsstreben gehört zum tiefsten Wesen des Menschen. Alles Leben ist ein Drängen über seinen augenblicklichen Zustand hinaus. Leben ist Mehr-Leben, wie Georg Simmel einmal sagt. Was auf den niedersten Stufen dumpf und unbewußt geschieht, mehr ein Getrieben-

werden als ein aktives Drängen darstellt, das wird auf den höchsten Stufen bewußtes Streben und Wollen. Der Mensch als beschränktes Wesen will das Unbeschränkte, will die Unendlichkeit im Erkennen, im Genießen, im Schaffen und Wirken. Er will das All in sein eigenes Inneres hineinreißen oder — in bedingungsloser Selbstaufgabe sich ganz mit dem All-Einen verschmelzen und im Grenzenlosen aufgehen. Er will eins werden mit Gott, Natur und Welt.

Diese Eigenart des höheren menschlichen Lebens tritt besonders deutlich beim genialen Menschen hervor. Die Genialität Goethes ist untrennbar mit diesem seinem Drang nach dem Absoluten verbunden; dieses Streben ist ein Element seines Lebens in allen Epochen seines Daseins, es tritt am sichtbarsten in Erscheinung beim jungen Goethe.

Der junge Goethe hatte das Gefühl, im Besitz unermeßlicher Kräfte zu sein. Vor seinem Blick liegt die grenzenlose Welt. In gotterfüllten Augenblicken will er diese ganze Welt in sich fassen, die Unendlichkeit in den endlichen Augenblick, in sein begrenztes Ich einschließen.

Ach, damals wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinslog, zu den Ufern des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

So spricht Goethe durch Werthers Mund.

Wie seh'n' ich dich, Natur, nach dir,  
Dich treu und lieb zu fühlen!  
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir  
Aus tausend Röhren spielen.  
Wirst alle meine Kräfte mir  
In meinem Sinn erheitern  
Und dieses enge Dasein mir  
Zur Ewigkeit erweitern. (Künstlers Abendlied.)

Und Faust ruft:

Wo faß' ich dich, unendliche Natur?

Und er fordert:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,  
Will ich in meinem innern Selbst genießen,  
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste prüfen,  
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,  
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.

(Fragment.)

Auch Fausts Erkenntnisdrang macht nicht an den dem Menschen gesetzten Grenzen halt, sondern gerade erst hier hebt seine eigentliche Erkenntnisleidenschaft an:

Daß ich erkenne, was die Welt  
Im Innersten zusammenhält,  
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,  
Und tu' nicht mehr in Worten kramen.

Neben dem Faust (vor allem in seinen ältesten Teilen) und dem Werther sind es besonders die Hymnen, in denen der Unendlichkeitswille des jungen Goethe zu stärkstem dichterischen Ausdruck kommt. Diese

Hymnen sind aus einer einheitlichen Grundhaltung erwachsen — so widerspruchsvoll diese auch zunächst erscheinen mag. Immer fühlt sich ihr Schöpfer — wenigstens in den Augenblicken höchster Erhebung — unmittelbar mit den All-Kräften, die den Kosmos durchwalten, verbunden. Im Prometheus oder in Wanderers Sturmlied stellt er sich im Bewußtsein seiner Kraft, die gespeist ist aus unerschöpflichen Lebenstiefen, als ein Wirkenszentrum der Welt, die ihn begrenzt, kühn entgegen.

Wen du nicht verlässest, Genius,  
Nicht der Regen, nicht der Sturm  
Haucht ihm Schauer übers Herz.  
Wen du nicht verlässest, Genius,  
Wird dem Regengewölk,  
Wird dem Schloßesturm  
Entgegen singen,  
Wie die Lerche,  
Du, da droben.

Oder — das ist die andere Seite dieser Grundhaltung, in leidenschaftlicher Selbsthingabe drängt es den Dichter, im All-Einen ekstatisch hinzuschmelzen.

Wie im Morgenglanze  
Du rings mich anglühst,  
Frühling, Geliebter!  
Mit tausendfacher Liebeswonne —  
Sich an mein Herz drängt  
Deiner ewigen Wärme  
Heilig Gefühl,  
Unendliche Schöne!  
Daß ich dich fassen möcht'  
In diesen Arm!

Diese Gedichte sind ganz unmittelbar Ausdruck Goetheschen Lebensgefühls. Mögen die Worte zum Teil antiken Heroen in den Mund gelegt sein, der Atem Goethes weht uns aus ihnen an.

Dichten und Leben war bei Goethe fast immer eine untrennbare Einheit. Sein Lebensstil in den Vorweimarer Jahren ist der dieser Gedichte.

Des Abends springt er raschentschlossen aufs Pferd und reitet durch Nacht und Dunkelheit von Straßburg nach Sesenheim und wirft sich in die Arme der geliebten Friederike. Von Frankfurt aus macht der Wanderer weite Spaziergänge in Regenschauern und Schloßesturm, leidenschaftliche Gefänge, die sich ihm im Augenblicke erstmalig formen, auf den Lippen. In Wehlar geht er fast an einer leidenschaftlichen Liebe zu der Braut eines Freundes zugrunde, fast erleidet er selbst das Wertherschicksal. Wieder in seiner Vaterstadt zerreißt der „ungeleckte und ungezogene Bär“ endlich den Faden, mit dem ihn die reizende, fluge, aber etwas kapriziöse und zu sehr im gesellschaftlichen Treiben lebende Lili Schönemann gebunden hatte.

Immer ist Goethe in diesen Jahren der leidenschaftliche, ungebändigte, aus dem Unbedingten lebende Mensch, der keine Schranke außerhalb seiner selbst anerkennen kann und will und das Höchste und Letzte von sich und von der Welt fordert.

Aber diese Forderung: Alles oder Nichts, unter die der junge Goethe sein Leben stellte, führt den Menschen, wenn er nicht rechtzeitig lernt, sich zu bescheiden, notwendig zum Untergang. Die unendliche Fülle des Kosmos in sich zu erleben, „der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,“ ist auch dem höchstbegrnadeten Menschen nur in wenigen erlesenen Augenblicken gestattet. Auf den kurzen Augenblick reichster Fülle folgt gähnende Leere, folgt das Gefühl trostloser Schwäche und tiefster Niedergeschlagenheit.

Goethe hat diese Zustände innerer Öde und grauer Verzweiflung nur zu gut gekannt. Er war oft nahe daran, an ihnen zugrunde zu gehen. Briefe aus seinen Jugendjahren zeigen das, und noch in den Rückblicken des Greises in Dichtung und Wahrheit auf diese Zeit der Jugend spürt man etwas von der Qual dieser Jahre, die ebenso tief war wie ihr Glück. Der dämonische Mensch steht immer am Rande des Abgrunds, er stürzt hinab, wenn es ihm nicht in heroischer Selbstzucht gelingt, seinen Dämon zu meistern. Hölderlin und H. v. Kleist sind in diesem Kampf mit dem Dämon erlegen.

Diese Gefahr, die auch ihm drohte, hat Goethe besonders im Werther und im Faust dargestellt.

Werther, der „Titan der Empfindung“, der geglaubt hatte, in harmonischem Einklang mit der Natur und den in ihr waltenden schöpferischen Kräften leben zu können, fühlt sich elend und ganz verlassen in dem Unglück seiner Liebe. Fremd, kalt und tot, ja feindlich und ihn im tiefsten erschreckend, liegt die Natur vor ihm.

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes.“

Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederfäuendes Ungeheuer.“

Oder an anderer Stelle: „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott? Ermangeln ihm nicht ebenda die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt oder in Leiden versinkt, wird er nicht in beiden ebenda aufgehalten, ebenda zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?“

Werther findet keinen anderen Ausweg aus seiner inneren Not als den, selbst Hand an sich zu legen. Dieser edle, vornehm gesinnte, hochbegabte Jüngling scheitert völlig am Leben, er, der das Unendliche gewollt hatte. Und wir wissen: die Geschichte Werthers ist in vielem die Geschichte Goethes!

Und auch Faust sollte nach der ursprünglichen Anlage des Dramas an der inneren Unmöglichkeit seines Strebens den Untergang finden.

Unendlichkeit des Wissens, Unendlichkeit des Genusses und der Tat, Allverschmelzung sind Fausts höchste Ziele. Aber jedes einzelne dieser Ziele ist für den Menschen unerreichbar.

Faust muß am Wissen verzweifeln:

Geheimnisvoll am lichten Tag

Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben.

Er gesteht:

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,  
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.

Der Erdgeist, dem er sich verwandt wähnte, stößt ihn zurück; er muß seine Ohnmacht bekennen:

Den Göttern gleich ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;

Dem Wurme gleich ich, der den Staub durchwühlt.

Und seine ganze Verzweiflung und sein Grimm über die Wertlosigkeit alles Irdischen entläßt sich in dem grandiosen Fluche, der die Welt mit allen ihren Gütern, den Menschen und sein sinnloses Dasein und schließlich alles, was dazu dienen könnte, dem Menschen dieses Leben auch nur erträglich zu machen, der Vernichtung preisgibt.

Fausts Entschluß, sich in das Weltleben zu stürzen, ist aus dem Ekel geboren, der aus der Sinnlosigkeit seines Unendlichkeitsstrebens erwachsen ist.

So schließt er den Pakt mit Mephistopheles und tritt mit ihm seine Weltfahrt an.

Und was findet er nun? Er lernt Gretchen kennen — und er liebt Gretchen mit der ganzen ungehemmten und ungezähmten und unzählbaren Leidenschaft seiner dämonischen Seele.

Auch hier will er das Unbedingte, sich zu beschränken vermag er nicht. In der Liebeserfüllung meint er den höchsten Augenblick erleben zu können. Aber der schöne Augenblick, der stets — als Augenblick — begrenzt sein muß, vermag den faustischen Menschen nicht zu halten, er strebt über ihn hinaus, er vernichtet ihn, gerade durch das ihm eingeborene Unendlichkeitsverlangen.

Faust stürzt die Geliebte in Schuld, in Not und Tod. Der starke, gewaltige Mann bricht fast zusammen und ruft verzweifelt aus: O wär ich nie geboren! — — — — dahin hat Faustens sein Unendlichkeitsstreben geführt!

Und damit richtet Goethe sich selbst und sein eigenes Wollen. Eigene Schuld und eigenes Unrecht, das er an einem geliebten Wesen begangen, findet hier seine dichterisch-umformende Gestaltung.

Noch weiß der Dichter keinen Weg über die Tragik hinaus. Faust muß den Untergang finden. Goethe selbst bleibt am Leben, er überwindet die Krise, indem er sie im Kunstwerk vor sich hinstellt, aber noch ahnt er nur dunkel den Pfad, den er nun gehen muß.

Eins ist gewiß: Auf dem Wege des Urfaust und auf dem Wege, den Goethe bisher gegangen, findet die Sehnsucht des Menschen nach dem Absoluten keine Beruhigung. Der Mensch verstrickt sich in Schuld, er findet ein Ende mit Schrecken und reißt andere Menschen mit in diese Katastrophe hinein.

Soll also der Mensch auf das Unendlichkeitsstreben verzichten? Hat er nur die Wahl zwischen Schuld und Untergang oder dem Verzicht auf alles Streben, der das Hinabgleiten in das Philisterium bedeutet?

Willst Du ins Unendliche schreiten,

Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!

So lautet das Wort, das wir an den Anfang unserer Betrachtungen stellten. Es heißt Schreiten, das bedeutet: ruhig, besonnen, gemessen, fast feierlich seine Schritte setzen. Es heißt nicht: eilen und ins Unend-

liche stürmen. Und nochmals: das Wort lautet nicht: willst du das Unendliche ergreifen. Es gibt für den Menschen immer nur eine Bewegung nach dem Unendlichen hin, nie ein wirkliches Erlangen und Besitzen des Absoluten. Dieses ruhige Schreiten nach dem Unendlichen zu muß der 25jährige lernen, der bisher nur heftig fordern und leidenschaftlich begehren, ekstatisch jubeln und verzweifelt klagen konnte.

Mit dem irdisch Beschränkten sich positiv auseinanderzusetzen, ist Goethes vornehmste Aufgabe für die Folgezeit. Bisher waren ihm Verhältnisse und Zustände um ihn herum — oftmals auch die Menschen — nur Material und Betätigung gewesen, nur Stoff, an dem er seine Kräfte auswirken konnte, oder hemmende Schranken, die ihm von außen eine Grenze setzten. Jetzt wird er erfahren, daß er die Wirklichkeit bejahen, sie anerkennen und bildend in sie eingreifen muß, um gestaltend sich selbst zur Persönlichkeit zu formen.

So stand es um Goethe und seine Zukunftsaufgabe, als er Ende 1775 nach Weimar berufen wurde.

Es sind vor allem Beziehungen zu Menschen, die für ihn von höchster Bedeutsamkeit werden. An erster Stelle steht da seine Liebe zu Frau von Stein und die Freundschaft, die ihn mit Karl August verknüpft.

Charlotte von Stein war eine sehr feinsinnige Frau von hohem Seelenadel, die in einer enttäuschungsreichen Ehe mit einem ihr ziemlich verständnislos gegenüberstehenden Manne lebte. Sie schien innerlich mit dem Leben abgeschlossen zu haben, als Goethe sie kennen lernte. Durch ihn wurde die um 7 Jahre ältere zu neuem Leben erweckt.

Goethe hat nie in seinem Leben eine Frau gefunden, die ihn so verstanden hätte wie Frau von Stein. — Wenn manche Biographen Goethes das bestreiten, so halten wir Goethes Urteil für maßgeblicher als das ihrige. —

Es ist die einzige Frau in seinem Leben, die wirklich Erzieherin für ihn gewesen ist. Eine innige Seelenfreundschaft verband die beiden. Die zarteste seelische Regung in seinem Herzen, das schlichteste Erlebnis des Tags, die Arbeit des Berufs, nichts blieb der geliebten Frau fremd. Aus seinen anderthalbtausend Briefen und aus Goethes Gedichten wissen wir, was ihm Charlotte von Stein in einer entscheidenden Periode seines Lebens gewesen ist.

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken  
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,  
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,  
Die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,  
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,  
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,  
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden  
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

(Für ewig 1784.)

Sie war ihm der reine Spiegel, in dem er sich selbst wieder fand, klarer und deutlicher, als er sich allein hätte erkennen können.

Sie war es, die ihn veredelte, wenn er sein schöneres und reineres Bild in ihrer Seele erblickte. Von ihr sagt er:

Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,  
Die so schön mich wieder liebt,  
Die den reinsten meiner Triebe  
Mir noch reiner wiedergibt.

Sie war für ihn das, was der mittelalterliche Dichter in der Frau mæze verkörpert, sie vermochte die Ubergriße des wild und stürmisch Begehrenden „mit dem sanftesten Ton von der Welt“ zurückzuweisen, sie erzog ihn dazu, freiwillig zu entsagen und menschliche und gesellschaftliche Schranken anzuerkennen. Sie war eine Frau, an der wachsen und reifen konnte.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,  
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,  
Konntest mich mit einem Blicke lesen,  
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt;  
Tropfdest Mäßigung dem heißen Blute,  
Richtetest den wilden, irren Lauf,  
Und in deinen Engelsarmen ruhte  
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

Indem Goethe diese menschliche Verbindung mit all den Opfern und dem Zwange zur Entfagung, die sie ihm auferlegte, bejahete, lernte er es, auch in der endlichen Beschränkung hohes Glück zu ergreifen. Er reifte dazu heran, sich mit dem Loß, das dem Menschen nun einmal gefallen ist, abzufinden, ohne es durch die Forderung nach dem Unbedingten zu entwerten.

Diese Reife, die er in dieser Liebe — allmählich wachsend und vorwärts schreitend — erlangte, machte ihn fähig, eine zweite wertvolle menschliche Beziehung, die ebenfalls die frühen Weimarer Jahre erfüllt, vor Entartung zu schützen und fruchtbar für den Freund und für sich selbst zu machen. Ich meine seine Freundschaft mit Karl August.

Karl August, der junge Herzog, hatte, noch nicht 18jährig, 1775 die Regierung seines Landes angetreten. Auf seine Veranlassung war Goethe nach Weimar gerufen worden.

Karl August war ein sehr begabter Mensch, aber wild und unbändig. „Eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Latkraft und Unruhe, so daß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre,“ so urteilte der greise, welterfahrene Goethe rückblickend über ihn. Dieser Karl August schloß sich damals mit Leidenschaft ihm an und wurde sein Freund. Goethes Stellung zu ihm und der höfischen Gesellschaft barg erhebliche Schwierigkeiten in sich, denn Goethe als der Ältere und Reifere fühlte sich für den Jüngeren verantwortlich und suchte ihn zu leiten. Aber dabei war Goethe, wie wir wissen, selbst noch ein ungeklärter Kopf, um innere Harmonie und um Einordnung in die äußere Welt schmerzlich ringender Mensch. Er mußte Freund und Erzieher zugleich sein gegenüber einem leidenschaftlichen Jüngling, der sein Fürst war und von dem er abhängig war. Wenn Karl August den Gefahren, die einem jungen Herrscher in der höfischen Welt des 18. Jahrhunderts drohten, nicht erlegen, sondern unter den deutschen Fürsten dieser Zeit einer der vortrefflichsten geworden ist, so dankt er das neben dem guten Kern, der in ihm steckte, seinem Führer durch die kritischsten Jahre seines Lebens, er dankt es Goethe. Es ist nicht schwer auszubedenken, wieviel

Ernst, wieviel Selbstüberwindung und Selbstzucht Goethe sich erarbeiten und wieviel Herzensstark er besitzen mußte, um in dieser Weise als Erzieher des jungen Herrschers wirken zu können.

Schon 1783 darf er in dem Gedicht Ilmenau den Herzog rühmend ansprechen:

Du kennest lang die Pflichten deines Standes  
Und schränkst nach und nach die freie Seele ein.  
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,  
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;  
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,  
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Indem wir uns mit Ernst bemühen, andere zu erziehen, erziehen wir uns selbst. Es sind in Goethes Mund nicht bloß Worte, die einem anderen gelten, wenn er es als Pflicht eines zur Führung berufenen Menschen ansieht, anderen zu dienen, zu entsagen und nicht nur seinen Wünschen, dem Genuß und der Ausbildung der eigenen Kräfte zu leben.

Und was konnte dem Dichter des Werther und des Urfaust schwerer fallen, als „die freie Seele einzuschränken“! Goethe ist ein gut Stück hinausgewachsen über Prometheus-Troß und Werther-Empfindsamkeit. Er ringt um die Kraft, sich zu bescheiden.

In einem Briefe an Blessing schreibt er 1782: Soviel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind.

Durch persönliche Verbindung mit wertvollen Menschen hat Goethe gelernt, Schranken anzuerkennen. Er bringt es nun auch über sich, objektiven Zusammenhängen sich einzuordnen. Er dient der staatlichen Gemeinschaft in praktischer Arbeit. Als Geheimer Legationsrat wird er 1777 in die Bureaufratie des Ländchens eingegliedert. Er arbeitet an der Neubelebung des Bergbaus, er hat Sitz und Stimme in der Kriegskommission, er bekümmert sich um die Angelegenheiten der Universität Jena.

Und nirgends, wo dieser wunderbare Mensch eingreift, ist er ein bloßer Dilettant. Neben seiner genialen Begabung verdankt er dies dem Ernst, dem Eifer und der inneren Hingabe, mit der er sich in jeden Aufgabenkreis einarbeitete. Auch gesellschaftlich wird er Mittelpunkt des Hofes.

Das Gebiet der Wissenschaft bleibt ihm nicht fremd. 1780 schreibt er den Hymnus an die Natur. Die darin ausgesprochene pantheistische Naturauffassung wird die Grundlage seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Natur. Es sind vor allem die Naturwissenschaften, die ihn interessieren. Stets hat er die mechanische Betrachtung, die ein lebendiges Ganzes in Stücke zerlegt, um es dann künstlich wieder zusammenzusetzen, abgelehnt. Es ist bekannt, daß ihm mancher glückliche Fund innerhalb der Einzelwissenschaften beschieden war. Auch seine von der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts arg verkehrte Naturauffassung ist jetzt wieder hoch zu Ehren gekommen.

In unserem Zusammenhang ist aber vor allem das wichtig: Goethe unterwirft sich in entsagungsvoller Hingabe dem Studium objektiver Gesetzmäßigkeiten. Die wertherische Natursehnsucht und Naturschwärmerei

verwandelt sich in wissenschaftlich begründete Ehrfurcht vor der Natur als einem gesetzmäßig geordneten Ganzen.

„Einer der Unlage nach dunkel-drangvollsten, gefühlüberschwenglichsten, widerrationalsten Menschen hat sich zur Heilung in die intellektuelle Klarheit begeben,“ sagt Gundolf über diese Entwicklung.

Das Ringen um das neue Verhältnis zur Welt spiegelt sich nun auch in den dichterischen Schöpfungen dieser Jahre wider. Das neue Lebensgefühl kommt zunächst in einigen Gedichten dieser Zeit besonders deutlich zum Ausdruck. Es sind Gedichte, dem *yévos* Gedankenlyrik angehörend, in denen sich Goethe mit der Stellung des Menschen zur Welt und zur Gottheit auseinandersetzt. Der Mensch ist ein vergänglichliches, nur mit einem begrenzten Maß von Kräften ausgestattetes Wesen innerhalb der großen Gott-Natur. Es ist von ihm gefordert, in diesem umfassenden Ganzen suo loco zu stehen und diesen Platz auszufüllen. In dem Gedicht „Grenzen der Menschheit“, das vorhin vorgetragen wurde, vernehmen wir nicht mehr den trojigen Kampftruf gegen die Götter, den der Prometheus erschallen läßt, sondern wir hören:

Denn mit Göttern  
Soll sich nicht messen  
Jrgendein Mensch.

Ist der Mensch dem Walten der Götter unterworfen, ist er nicht mächtiger an Körperkraft und Stärke als manches der anderen irdischen Wesen, so sind ihm doch Aufgaben gestellt, die ihn, wenn er sie erfüllt, weit über die übrigen Geschöpfe hinausheben, die ihm eine ganz besondere Würde verleihen.

Nur allein der Mensch  
Vermag das Unmögliche:  
Er unterscheidet,  
Wählet und richtet;  
Er kann dem Augenblick  
Dauer verleihen.

Also: Goethe ist weit entfernt davon, den Menschen und seine Funktion in der Welt zu entwerten. Er ist das Gefäß höchster Würde, wenn er seinen Aufgaben gerecht wird. Daß ihm das aber nur unter schmerzlicher Entsagung und durch bittere Selbstüberwindung möglich ist, klingt vernehmlich durch das große Gedichtfragment, das „die Geheimnisse“ überschrieben ist, hindurch:

Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben  
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,  
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen  
Und sagen: „Das ist er, das ist sein eigen!“  
Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,  
Zu leben und zu wirken hier und dort;  
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite  
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:  
In diesem innern Sturm und äußern Streite  
Bernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:  
„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,  
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“

Das selbe Ringen um eine neue Einstellung zur Welt und zum Los und Schicksal des Menschen findet ferner in den großen Werken seinen Niederschlag, die in dieser Zeit entweder ihre Vollendung gefunden oder ihre entscheidende Gestaltung erfahren haben. Es sind hier vor allem die Iphigenie, der Tasso und der Urmeister zu nennen.

In der Iphigenie handelt es sich um die Lösung Orestes von dem auf ihm lastenden Titanenfluch. Der Kampf Goethes selbst um Läuterung seines dämonischen Inneren tritt in diesem Drama unter der antiken Hülle sinnbildlich zu tage. Der Sieg über den Fluch wird vor allem errungen durch die sittigende Wirkung, die von einer reinen, sich sittlich überwindenden Frau, eben von Iphigenie, ausgeht.

Das Ringen um den Glauben an eine sittliche Weltordnung, in die sich der Mensch sinnhaft eingliedern kann, ist in diesem Drama dargestellt.

O daß in meinem Busen nicht zulezt  
Ein Widerwillen keime! Der Titanen,  
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,  
Olympier, nicht auch die zarte Brust  
Mit Geierklauen fasse! Rettet euch  
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

So fleht die verzweifelnde Iphigenie zu den Göttern. Dieser Parzenliedmonolog ist ein erschütterndes Gebet, gesprochen aus der inneren Situation des modernen Menschen, der auf die chaotische Welt, die ihn umbrandet, mit erschrecktem Auge blickt und irre zu werden droht an dem Sinn des gesetzeslosen Getriebes, das ihn umtost. Und doch sehnt sich dieser moderne Mensch nach dem Glauben an eine sittlich ordnende und leitende Macht, die das Schicksal der Welt und des Menschen bestimmt. Dieser Monolog ist ein Gebet, das sich den tiefsten und schönsten Gebeten der großen Weltreligionen ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Den Tasso hat man einen gesteigerten Werther genannt, aber Tassos sittliche Schuld ist stärker betont als die Werthers. Darin zeigt sich die veränderte innere Haltung Goethes zu diesem Konflikt. Tasso geht wie Werther zugrunde — denn das Stück ist eine Tragödie — aber Tasso scheitert an einer Wirklichkeit, die mindestens das gleiche Recht hat wie er, die nicht bloß als sinnlose Grenze dem genialen Menschen gegenübersteht. Tasso vermag die Gesetzmäßigkeit der objektiven Welt nicht anzuerkennen, sein Unendlichkeitsdrang überflutet alle Schranken, zerreißt alle Dämme und vernichtet so schließlich seine Liebe und sich selbst.

Ihm gegenüber steht die Prinzessin als Vertreterin der Gesetze dieser Welt. „Erlaubt ist, was sich ziemt,“ nicht wie Tasso wähnt: „Erlaubt ist, was gefällt.“

Und ihm steht ferner gegenüber Antonio, der Politiker, der Mann der Realität. Sehr aufschlußreich für die Entwicklung Goethes ist dies, daß seine Auffassung Antonios sich in den Jahren der Arbeit am Tasso wandelt. Aus dem wenig sympathischen Hofmann wird der welterfahrene, sicher in sich beruhende, hochgebildete Staatsmann. Dieser Antonio wird, sich selbst läuternd, Tassos letzte Stütze, als er zusammenzubrechen droht.

Es ist das Problem dieser Übergangsjahre vom Titanentum zur Humanität, mit dem sich Goethe im Tasso und in der Iphigenie auseinandersetzt, das Problem, wie weit er seinem Unendlichkeitsverlangen

entsagen dürfe, wodurch er es lerne und ob er es überhaupt könne. In der Iphigenie gibt er eine bejahende, im Tasso eine verzweifelnde Antwort auf diese Frage.\*)

Der Wilhelm Meister beschäftigt sich mit demselben Problem. Ihm weiter nachzugehen, muß ich mir hier leider versagen. Der Roman mündet in den Kreis des besonnenen, von Einsicht und Ideen geleiteten tätigen Lebens. Auch hier wird die Selbstbegrenzung gefordert.

Wir haben mit alledem Goethes innere Haltung vor der Italienreise kennen gelernt. Wir haben gesehen, wie Goethe mit Ernst bemüht war, die Welt um sich herum anzuerkennen und die mannigfaltigen Aufgaben des Tags zu erfüllen, also im Endlichen nach allen Seiten zu gehen. Wir haben aber auch gespürt, wie qualvoll und schwer dieser Weg für Goethe gewesen ist. Es ist der Weg, den jeder tiefer angelegte und reicher begabte Mensch unter Schmerzen zu gehen gezwungen ist.

Entsagung zu lernen, das stellt sich als eine der wesentlichsten, schwierigsten und bittersten Forderungen dar, mit der das Leben an uns Menschen herantritt. — — —

Die Werdezeit Goethes steht unmittelbar vor dem Abschluß; diesen Abschluß bildet die italienische Reise 1786—1788. Das, was Goethe durch die italienische Reise erlangt hat, ist ihm nicht als ein unverdientes Geschenk in den Schoß gefallen, es ist die Frucht langer, mühevoller Arbeit an sich selbst. Allerdings hat auch „die Gnade von oben“ an seiner Entwicklung teilgenommen. Die südliche sonnen gesättigte Landschaft und das Erlebnis der Antike haben ihm die letzte Reise geschenkt und ihn entscheidend geformt.

„In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden. Ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden.“

Er dankt Italien und der Antike die Fähigkeit, den Augenblick zu ergreifen und zu gestalten, ohne ihn sich durch das Gefühl der Endlichkeit entwerten zu lassen. Er erlangt die Humanität, d. h. das Gleichgewicht aller leiblich-seelischen Menschenkräfte, und vermag sich in die Ordnung der Welt einzufügen.

Die Entwicklung Goethes vom titanischen Unendlichkeitsstreben zu der Fähigkeit, menschliche Beschränktheit zu bejahen und innerhalb dieser Beschränktheit zu wirken und „ins Unendliche zu schreiten“, diese Entwicklung Goethes darzustellen, war das Ziel unseres Bestrebens. Damit glauben wir den Goethe gezeigt zu haben, zu dem sich kämpfende Jugend auch heute noch unmittelbar hingezogen fühlen kann. Denn auch sie kann noch, wenn sie dieses Leben anschaut, sagen: Mea res agitur. Die eigentlich klassische Zeit steht ihrem Verständnis — und heutzutage ganz besonders — im allgemeinen ferner, ebenso wie die Jahrzehnte des Alters.

Doch ein ehrfürchtiger Blick gerade auf Altersdichtung und Altersweisheit Goethes läßt sie ahnen, daß bei dieser Entwicklung — wie vielleicht der Zweifler meinen könnte — die Sehnsucht nach dem Unendlichen nicht hinter der Anerkennung des Endlichen hat zurücktreten müssen.

Das Irdisch-Relative wird Sinnbild des Absoluten. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Immer schimmert bei Goethe durch das Irdische das Göttliche hindurch. Das gilt für sein Erleben und das Tun des Tags — das gilt auch für sein dichterisches Schaffen.

\*) Formulierung im Anschluß an Gundolf.

So ist es in den Wahlverwandtschaften, im West-östlichen Diwan und in den Sprüchen, so ist es ganz besonders in der Marienbader Elegie und im 2. Teil des Faust. Der Entwicklungsgang Fausts ist der Entwicklungsgang Goethes. Indem Faust wie Goethe im Endlichen nach allen Seiten ging, ist er ins Unendliche geschritten. — — —

Bis in die letzten Tage seines Lebens ist Goethe unermüdet tätig gewesen. Am 22. März 1832 ist er als ein menschlich Voll-endeter sanft entschlafen.

Uns bleibt die Mahnung, deren Erfüllung er uns selbst vorgelebt hat:  
Willst du ins Unendliche schreiten,  
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten!

## Zu Geheimrat Dr. Dreschke „Aus Afras Vergangenheit“.

Von Geh. Sanitätsrat Dr. med. Richard Klemm, Afr. 62.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Lage des Rektors und des Lehrkörpers bei dieser Sache war unbequem. Ganz Meissen wußte von dieser Spaltung der Afraner seit vielen Jahren. Man wußte es von den Tanzgören, die mit Forschen flirteten, darunter auch Professorentöchter. Zudem wurden die Söhne von Professoren, wenn sie Alumnen wurden, stets Forche, z. B. die beiden Söhne des Professors Milberg und ebenso die adligen Pensionäre des Rektors, z. B. 2 Grafen Wallwitz, v. Lüttichau u. a. Es war gar nicht anders möglich gewesen, Rektor und Lehrkörper mußten von der Spaltung wissen und hatten nichts dagegen unternommen. Dasselbe galt vom Ministerialrat Geheimrat Gilbert, der mehrere Söhne auf Afrika hatte, von denen mindestens einer Forscher war, die jüngeren wurden wohl erst Mittelertianer, nachdem die Spaltung bereits aufgehoben war. Auch das Ministerium hatte nichts dagegen getan. Dieses sowohl wie der Lehrkörper hatten geschwiegen, weil keine Beschwerden eingegangen waren und diese waren ausgeblieben, weil kein Spieß Anzeige gemacht hatte. Die Spieße aber hatten es unterlassen, Anzeige zu erstatten, nicht weil sie sich in der Zwangsjacke ihres Spießentums wohlfühlten, sondern weil auf Begeh „Verschiff“ stand. Diese vom Obernpräsidium auf Begeh ganz sicher verhängte Strafe pflegte mit erbarmungsloser Weisheit durchgeführt zu werden und versetzte den Sträfling in eine derartig vollständige Einsamkeit, daß er nach wenig Wochen seinen Vater anflehte, ihn abzuholen; er konnte es nicht aushalten. Das war der Grund, warum die Spieße bis dahin niemals Anzeige erstattet hatten, obwohl ihre Geduld und ihre Ehre bisweilen auch noch auf härtere Proben gestellt worden waren als die Schönherrs.

Schönherr aber nahm den bösen Schein eines Angebers auf sich, weil er des Gelingens des Planes seiner Mitverschworenen sicher sein zu dürfen glaubte. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Rektor konnte sich

der pflichtmäßigen Behandlung des Falles Hagen nicht entziehen. Hagen wurde vom Fleck weg ins Karzer gebracht und nach wenigen Tagen durch Synodenbeschluß von der Schule fortgeschickt. Er hat nach dem Auftritt mit Schönherr den Coetus und der Coetus ihn nie wieder gesehen. Er machte die Reifeprüfung in Freiberg und studierte dann Bergwissenschaften. Aber schon im ersten Studienjahr erlitt den blühenden Menschen der Tod; er starb am Typhus, ein tragisches Los für ihn und seine Eltern. Hagen ist im Geiste der damaligen Zeit nicht allzu streng zu beurteilen, er war im Grunde seines Herzens eine vornehme Natur und ist erst zur Gewalt geschritten, als er dies als Obernpräside für seine Pflicht hielt. — Auf Schönherr lastet der Vorwurf des Lockspiegels und des Angebers; aber ohne beides war die Beseitigung der unwürdigen und unerträglichen Sklaverei der Spieße nicht durchzuführen.

Nach Abstrafung Hagens mußte sich auch das Kultusministerium rühren. Sein gegebenes Werkzeug war der Vater eines Forschen, Geheimrat Gilbert. Er versammelte den Coetus im Bettsaale, verkündete mit Donnerstimme Auflösung und Verbot der Spaltung und erklärte, bei dem geringsten Anzeichen erneuter Zerrissenheit der Schülerschaft un-nachlässig jeden zehnten Schüler, ob schuldig oder nicht, wegzujagen. Scharfes, auf der Schule vorher nie gehörtes Trampeln begleitete seine Worte und seinen Ausgang aus dem Saal.

Damit war die stärkste Festung des Pennalismus gesprengt und das Los der Forschen besiegelt. Wie haben sich nun die Cherusker zu dieser Vernichtung eines Pennalismus verhalten, der über ein Jahrzehnt lang unter ihren Augen geblüht hatte, ja sogar ihr eigenstes Werk und ein Auswuchs des Pennalismus war, der an Roheit nichts zu wünschen übrig ließ? Denn er hatte mindestens ein Jahrzehnt hindurch mehr als die Hälfte der gesamten Schülerschaft entrechtet, die geringen Freiheiten, die sie als Alumnen hatten, durch kleinliche Sondergesetze geschmälert, Übertretungen sogar mit entehrenden, körperlichen Züchtigungen bedroht und diese unter Umständen auch wirklich zur Ausführung gebracht. Säkungsmäßige Aufgabe der Cherusker wäre es gewesen, wie Dreschke ausdrücklich angibt, Roheiten und Auswüchse des Pennalismus zu bekämpfen. Und was haben sie getan? Dreschke gibt darüber selbst ganz klare Auskunft, über die Stellungnahme seines Geheimbundes zu diesem rohesten und hartnäckigsten Auswuchs des Pennalismus, indem er sagt: die Cherusker gehörten zu den „Forschen“ und versteht das Wort „Forschen“ noch selbst und besonders mit Anführungsstrichen. Das heißt zu deutsch: Cheruscia hat in zwei wesentlichen Stücken ihrer Säkung, nämlich in der Bekämpfung von Roheiten und Auswüchsen des Pennalismus Säkung Säkung sein lassen und hat sich somit ausschließlich auf die noch bleibende dritte Forderung ihrer Säkung, nämlich auf die heimliche Bekämpfung unmoralischer Handlungen zurückgezogen. Wenigstens hat Dreschke keine weiteren Ziele ihrer Säkung bekannt gegeben.

Dreschke berichtet ferner: „der gewiß energische Rektor Friedrich Franke und Geheimrat Gilbert, der nur deswegen einmal nach Afrika gekommen war, waren dem Verhalten gegenüber machtlos.“ Hierin ist Dreschke einem Irrtum verfallen, der wohl auf Selbstüberschätzung seines Cheruskertums zurückzuführen ist. Der Rektor und der Ministerialdezer-nent waren nicht Leute, die außerstande gewesen wären, widerspenstige

Gymnastien zur Ordnung zu bringen. Nachdem sie einmal erkannt hatten, mit ihrem bisherigen *laissez faire laissez aller* im Unrecht gewesen zu sein, haben sie hart zugegriffen. Nach Hagens Relegation und nach der Philippika des ministeriellen Sendboten war der Sieg der Spieße entschieden und damit das Ende der Forschen besiegelt. Daß die Spieße es gleichfalls so auffaßten, war an ihren glücklichen, spöttischen und auch höhnischen Gesichtern gleich nach der sie erlösenden Rede Geheimrat Gilberts und noch lange nachher zu sehen. Sie waren es auch, die ihr Beifall getrampelt haben, wenn auch wir Forschen etwas von unserm Zorn hinzugetrampelt haben. Denn wir hatten Hagen hochgeschätzt und geliebt und lebten doch der Überzeugung, daß sein Sturz zunächst doch nur die Folge gemeinen Vexens gewesen war, daß wir leider nicht einmal mehr mit der ordnungsmäßigen Strafe des Verrufs ahnden konnten. Das allein aber war schon die richtige Probe aufs Exempel, daß unsere Sache verloren war. Daran haben viele Forsche, darunter auch Verfasser, nicht mehr gezweifelt. Darum ist es aber auch unverständlich, wenn Dreschke schreibt, die Cheruskier wären, sobald es sich herausgestellt hätte, daß Rektor Franke und Geheimrat Gilbert außerstande waren, die Lage zu meistern, auf den Wall gesprungen und hätten es durchgeseht, daß die Spieße mit den Forschen zusammen einen Forschen zu ihrem gemeinsamen Oberpräsidenten wählten und daß erst unter dessen Regierung und unter der seines Nachfolgers, Dreschke, eine wirkliche Versöhnung der Parteien zustande gekommen wäre. Richtig ist die gemeinsame Wahl eines Forschen, der natürlich Cheruskier war, durch Spieße und Forsche zum Oberpräsidenten beider Parteien. Bedeutsam ist dabei vor allem die höchst aner kennenswerte Selbstüberwindung und Klugheit der Spieße den unwiderruflich unterlegenen Forschen gegenüber. Sie haben diesen über das Jammertal ihres Rückzuges eine goldene Brücke geschlagen. Fesseln ist dabei ferner, daß der Gedanke von dieser gemeinsamen Wahl, wie Dreschke angibt, gerade von den Cheruskern ausging, die als selbst Forsche zugleich mit den Forschen die schwere Niederlage erlitten hatten. Konnte ihnen hiernach doch über das Nützliche und Gefährdete ihrer eigenen Lage kein Zweifel sein, hofften sie auch vielleicht — wie bisher über die Forschen und die bisher von ihnen geknebelt gewesenen Spieße — von nun an über die friedlich vereinigten alten Forschen und die nun freigewordenen Spieße gemeinsam das Szepter schwingen zu können? Vielleicht rechneten sie auch damit, daß die an den Verkehr mit Adligen weniger gewöhnten Spieße durch das Angebot eines Adligen als gemeinsamen Präsidenten sich einigermaßen geschmeichelt fühlen könnten. Dabei durften die Cheruskier darauf rechnen, daß die Spieße in der Persönlichkeit des ihnen zur Wahl gestellten Bartusch v. Wilucki keinen besonders ehrgeizigen, alle an Kraft überragenden Herrn zu fürchten brauchten. Wilucki war ein herzenguter, empfindsamer, etwas mystisch veranlagter und schwankender Mensch, eine lose Ranke, die Halt suchte und fand an seinem besten Freund Merbach, dem Nachfolger von Kaiser I als *primus omnium*. Wilucki war jedenfalls kein Führer in schweren Zeiten. Schwere Zeiten im eigentlichen Sinne aber gab es für die afranische Schülerschaft in ihrer Gesamtheit jetzt nicht mehr. Schwere Zeiten für die Spieße und damit auch für die Gesamtheit hatte es während der lange anhaltenden Spaltung gegeben. Die war ja jetzt vorbei. Die

Süre, die die Parteien getrennt hatte, war ja soeben durch den Anschlag auf den letzten forschen Oberpräsidenten gesprengt worden; sie stand weit offen und die Spieße fluteten ungehindert und glücklich und zufrieden in das offene Heim der bestürzten Forschen hinein.

Hätten jetzt die Forschen die gleiche Selbstbesinnung an den Tag gelegt wie die Spieße, so wäre eine sofortige Ausöhnung ein Leichtes gewesen. Das entsprach aber offenbar nicht den Absichten der Cheruskier. Sie erklärten, Rektor und Ministerialreferent verstünden es nicht oder wollten die Lage nicht meistern. Von dieser Meinung wußten sie die übrigen Forschen, die sie noch immer am Blinden- und am Narrenseil hinter sich herzogen, zu überzeugen, und erklärten es namens der Forschen, die sie zugleich auch waren, für ihre Pflicht, den echten afranischen Geist und damit das Ganze zu retten. Der Plan, mit Hilfe der geschlagenen Forschen und der befreiten Spieße ein neues geheimes Cheruskierreich aufzurichten, war verlockend, aber er scheiterte. Das von Cheruscia im Schatten der von ihr geschaffenen Forschen aufgerichtete Gebäude der Spaltung hatte in seinem Zusammensturz auch in den geheimnisvollen Schwurtempel der Cheruscia tiefe Spalten gerissen, die ihn rasch verfallen ließen. Tore, die sich ihrer Tyrannei opferten, gab es nicht mehr.

\* \* \*

Wir kennen jetzt als wahrscheinliches Gründungsjahr der Spaltung das Jahr 1837 und als das ihres Endes das Jahr 1866, als wahrscheinliches Gründungsjahr der Cheruscia das Jahr 1844 und als ihr vermutliches Sterbejahr das Jahr 1869. Hinsichtlich der Veranlassung zur Gründung sowohl der Cheruscia als auch der Spaltung sind wir lediglich auf Vermutungen angewiesen.

Es lohnt vielleicht, zunächst bezüglich der Cheruscia in dieser Richtung einen Versuch zu machen.

Kriegen und Staatsumwälzungen gehen stets mehr oder weniger stürmische Wehen voraus. So war es auch vor dem Novemberumsturz 1918 in Deutschland. Schon geraume Zeit vor Beginn des Weltkrieges erkannten Leute, die mit dem Volk Fühlung hatten oder zu nehmen verstanden, Industrielle, Grundbesitzer, Männer aus der Umgebung der Höfe, daß das Gewitter im Anzug war. Und bei Ausbruch des Krieges sagten Kundige mit Bestimmtheit, der Krieg mag enden wie er will, danach kommt der Umsturz.

Ähnlich haben die Dinge vor den 1848er Unruhen und den blutigen Maitagen von 1849 in Sachsen gelegen. Nach der großen französischen Revolution waren die Gemüter in Europa überhaupt nicht wieder zur Ruhe gekommen und zunächst nur durch die napoleonischen Kriege niedergehalten worden. Aber schon das Jahr 1831 brachte Unruhen in Frankreich und in Sachsen und für letzteres die erste Verfassung. Aber weit entfernt davon, daß sie wirkliche Ruhe gebracht hätte. Bald wieder hörten Kundige das Grollen in der Tiefe des Volkes und fühlten die wogenden Wellen des brodelnden Magma lange vor Ausbruch des Kraters. Was Wunder, daß da der Adel, der der Krone am nächsten stand und mit ihr am stärksten bedroht wurde, auf Mittel und Wege sann, dem Unheil vorzubeugen oder seine Auswirkung abzuschwächen.

Was Wunder auch, daß er da auf den Gedanken kam, die Fürstenschulen zu festen Plätzen alter, königstreuer Überlieferung auszubauen. Wurden doch schon von altersher die Alumnen der Fürstenschulen gleich denen des Kadettenhauses und der Artillerieschule zu Schützern der Ordnung im Staate und zu Stützen von Thron und Altar erzogen. Und was Wunder endlich, daß dabei besonders St. Afra ins Auge gefaßt wurde, wo der Adel infolge der Nähe der Residenz unter den Schülern in größerer Zahl vertreten war als in St. Augustin in Grimma.\*) Da kann sich denn eine politische Gemeinschaft der Adligen mit Söhnen unbedingt zuverlässiger bürgerlicher Väter gebildet haben zur Unterdrückung revolutionärer Anschauungen auf der Schule, zur Pflege des monarchischen Gedankens und zum Schutze der Beteiligten. Diese Gemeinschaft wurde durch Eidschwur zusammengehalten und mußte, wie alle politischen Verschwörungen strengstens geheim gehalten werden. Ihre Mitglieder waren den welschen Carbonari vergleichbar, nur daß sie das entgegengesetzte Ziel verfolgten wie jene, die Monarchie nicht zu stürzen, sondern zu stützen.

Die Revolution, die nun wirklich mit den Unruhen von 1848 und den blutigen Tagen des Mai 1849 ausbrach, entwickelte eine solche Kraft, daß Sachsen allein sie nicht beruhigen konnte. Erst preußische Garden warfen sie nieder. Cheruscia wandte sich nun friedlichen Zielen zu, Aufrechterhaltung echt sächsischen Geistes, Bekämpfung unmoralischer Handlungen und roher Auswüchse des Pennalismus. Dabei durfte aber die Heimlichkeit, die Geheimhaltung des Bundes, die für politische Zwecke selbstverständlich war, nicht aufgegeben werden, denn, wie Dreschke sagt, hätten die sittlichen und seelischen Ziele ohne Heimlichkeit auch nicht erreicht werden können.

\* \* \*

Als nun Cheruscia etwa dreizehn Jahre lang ihr geheimes Dasein in der Verfolgung ihrer hohen Ziele verbracht hatte, ist die „Spaltung“ ins Leben getreten.

Der Gedanke, die Schüलगemeinde zu zerspalten, in zwei einander feindliche Teile auseinander zu reißen, in einen bevorrechteten und einen entrechteten, ist einem Kopf entsprungen, der geistig hervorragend war, seelisch aber verwahrlost, gewissenlos, jedenfalls aber einem schöpferisch begabten Hirn. Ob der Vater dieses übeln Gedankens ein Cherusker war oder nicht, das verschlägt nichts. Keinesfalls hätte der Gedanke ohne Cheruscia verwirklicht werden können. Auch hätte niemand sonst in der gesamten Schülerschaft von der Zerreißung des Schulkörpers auch nur den geringsten Nutzen gehabt als Cheruscia. Aber auch wenn ein Nichtcherusker die Spaltung erfunden hätte, ohne Cheruscia, gegen den Willen der Cheruscia hätte sie nie zur Tat werden können. Ganz unmöglich wäre es gewesen, die Werbung für die Spaltung bis zu dem Tage ihrer Vollziehung geheim zu halten. War nun der Plan der Spaltung cheruskischen oder nichtcheruskischen Ursprungs, jedenfalls erkannten

\*) Von den im Vereinsblatt 1930 namhaft gemachten 729 Afranern waren 42 adlige oder 5,25 v. H., von 758 Grimmenfern nur 9 oder 1,14 v. H. Ähnlich wird es immer gewesen sein.

die Cherusker seine Wichtigkeit für ihren Geheimbund und setzten ihn ins Werk. Divide et impera!

Die Cherusker wählten sich aus der Masse der Schülerschaft die ihnen gesellschaftlich am nächsten Stehenden aus, bildeten mit ihnen zusammen die Forschen und schmissen den Rest unter die Spieße. Aber sowohl vor den Spießern als auch vor den nichtcheruskischen Forschen hüllten sie sich auch weiterhin in ihre alte Tarnkappe der Geheimverschwörung.

Zu den Zwangsmaßregeln, die den Spießern auferlegt wurden, gehörte es auch, daß sie während der Freistunden je nach dem Wetter vollzählig auf ihren Stuben oder auf den Streichgängen sichtbar sein mußten. Infolgedessen konnten die Forschen sorgloser verbotenen Dingen nachhängen, weil ihre Abwesenheit weniger leicht bemerkt wurde.

\* \* \*

Was die Einrichtung eines Oberypräses auf Afra anlangt, so ist zunächst festzustellen, daß sie auf anderen Gymnasien unbekannt ist. Überall sonst begnügte sich die Schülerschaft mit dem vom Lehrkörper ihr vorgeordneten primus omnium. Ob schon die Cherusker allein oder erst mit den Forschen gemeinsam den ersten Oberypräses geschaffen haben, steht dahin. Jedenfalls ist es ihnen unerträglich gewesen, sich gegebenenfalls der Rechtsprechung eines spießigen primus omnium oder Inspektors zu unterwerfen. Darum schufen sie selbst ein Oberhaupt und setzten kraft ihrer Machtvollkommenheit über die gesamte Schülerschaft den politischen primus omnium über den wissenschaftlichen primus omnium, den schwarzen Papst über den weißen Papst, legten Endes ein sichtbares Erkennungszeichen der geheimen Mächenschaften der Cheruscia, die nach Art der Jünger Loholaf auf Schleichwegen die sündige Umwelt zum Guten zu bekehren suchte. „Der Zweck heiligt das Mittel.“

Die Spieße hatten vor der gemeinsamen Wahl mit den Forschen weder passives noch aktives Wahlrecht; sie hatten nichts zu sagen und sich nur der Rechtsprechung des von den Forschen gewählten Oberypräses zu unterwerfen. Daß dieser Oberypräses nicht bloß in die freilich durch die Spaltung aufgehobenen Rechte der großen den Spießern angehörigen Schülerszahl eingriff, ist klar. Aber auch der Rechtsprechung des Lehrkörpers tat sie Abbruch, vor allem durch die Verhängung des Berrufs. Er kam einer schimpflichen Relegation von der Schule gleich, hatte aber für den Bestraften den Vorteil, daß der Lehrkörper derjenigen Schule, der er sich später zuwandte, nichts von seiner Missetat erfuhr. Auf Berruf wurde nur bei ehrenrührigen Handlungen erkannt und im allgemeinen dabei mit Gerechtigkeit verfahren. Das größte Unrecht aber, die Verflawung der Spieße, dieser häßlichste und rohste Auswuchs des Pennalismus, konnte durch die Gerechtigkeit des cheruskischen Oberypräses nicht aus der Welt geschafft werden. Hier konnten die Gefnechteten nur sich selbst helfen.

Es wäre lohnend festzustellen, ob alle Cherusker in ihrem späteren Leben die hohen Forderungen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit, die sie als Hüter und Leiter der Spaltung und als geheime Sittenpolizei, man muß es sagen, an ihre Gefangenen auf Afra stellten, selbst erfüllt haben,

eine Frage, die nur nach Bekanntgabe des Mitgliederverzeichnis einigermaßen sicher zu beantworten wäre. Reizvoll auch wäre die Beantwortung der Frage, ob nach der Auflösung der Cheruscia sittliche Verfehlungen und roher Pennalismus in größerem Umfang unter der afranischen Schülerschaft zutage getreten sind als während der Herrschaft der Cheruscia.

\* \* \*

Die Gründung der Cheruscia bedeutet die erste Spaltung der Schülerschaft auf Ufra, nur konnten sich die nichtcheruskischen Schüler dieser Spaltung nicht bewußt werden, weil sich Cheruscia hinter dem Schirm der Geheimbündelei versteckt hielt.

Die Gründung des Bundes der Jorschen leitete die zweite, aber offene und eigentliche Spaltung ein. Auch sie war eine Machenschaft der Cheruscia und galt ihr als großer Erfolg. Aber die dabei vollzogene Entrechtung und Knechtung der Spieße mußte der Cheruscia schließlich zum Verhängnis werden. So hat Cheruscia, die Verschwörerin gegen die Freiheit ihrer Mitschüler, ein unrühmliches Ende gefunden, ähnlich dem ihres Vorbildes, der alten Cheruscia.

Successus ad perniciem multos doceat.

## Rede des Rektors zur Abiturientenentlassung

am 2. März 1932.

Meine lieben Abiturienten! Gelegentlich habe ich euch von einem Schüler des Protagoras erzählt, der die Unsicherheit und Relativität menschlicher Erkenntnis und menschlichen Urteils so stark betonte, daß er es überhaupt ablehnte, eine Aussage zu machen. Denn alles sei schwankend und trügerisch. Ich hätte nie geglaubt, daß ich in Versuchung kommen würde, seiner Ablehnung beizustimmen. Aber gerade jetzt, da es gilt, euch ein Abschiedswort zu sagen, das doch außer an Vergangenheit und Gegenwart auch an die Zukunft rühren möchte, fühle ich die ganze Ohnmacht menschlichen Denkens, Verstehens und Urteilens. Durch welches Irren und Wirren ist das deutsche Volk nicht nur, sondern die Menschheit des Erdkreises in den letzten Jahrzehnten gegangen, wie unzulänglich und notdurchfurcht hat sie den Acker der Gegenwart bestellt, wie verrammelt, uns beengend und bedrohend starren die Tore, die die Auswege versperren! Die großen und die kleinen Propheten auf den Gebieten der Politik, der Wirtschaft, der Finanz, der Schule haben versagt, so daß ich, der ich zu euch reden soll, am liebsten sprechen würde:

Heißt mich nicht reden,  
Heißt mich schweigen.

Aber das Ethos einer Abschiedsstunde ebenso wie die Tradition dieser ehrwürdigen Schule verlangt andererseits nach einem Worte, in dem die Vergangenheit eures afranischen Segenniums aufleuchtet, das von euch

Erreichte gewürdigt, endlich der Geist, in dem es gilt, den schweren Kampf mit der Zukunft aufzunehmen, offenbart wird. Es ist also nicht eigentlich ein wegweisendes Wort, das ich euch in dieser Stunde zurufe, sondern wie es sich schickt für Notzeiten, ein Gebet und ein Gelübde. Rainer Martin Rilke hat es einst jugendlichen Menschen in den Mund gelegt, ein Wort, wie mir scheint, von Gegenwarts- und Ewigkeitswert:

Mach, daß etwas uns geschieht,  
Sieh, wie wir nach Leben beben.  
Und wir wollen uns erheben  
Wie ein Glanz und wie ein Lied.

„Mach!“, mit diesem einen Worte stehen wir vor Gottes Angesichte. „Wenn es das gibt,“ höre ich den Zweifler fragen. Ja, kein Denken der Menschen hat Gottes Dasein je ergründet, und je mehr der Mensch die geheimnisvollen Kräfte der Natur bezwingt und sich unterwirft, desto lauter predigen die Apostel der Gottlosenbewegung: „Es ist kein Gott.“ Es sei ferne von mir, daß ich mich unterfinge, zu beweisen, was nicht zu beweisen ist. Es wäre keine Kunst für die Menschen und keine Tat von den Menschen: zu glauben, was bewiesen ist. Eher könnte man sagen, Gottes Unbeweisbarkeit kommt nahe einem Gottesbeweis. Denn höher als alle Vernunft muß sein Sein sich erheben. In dem Zustande der Angst blüht übrigens auch dem Gottlosen der Gedanke an Gott auf und entwindet sich seiner Brust der Schrei nach Hilfe. Aber es ist ein großes Mysterium um Gott und Mensch. Ein alter von Plato wundersam schön benützter Mythos rührt leise und zart daran: Einem Sänger hatte die Gottheit göttliche Lieder offenbart; er sang sie und alle die Menschen, die Göttliches in sich trugen, horchten auf und sprachen: „Das ist unfres Gottes Weise.“ Wer aber nichts Göttliches in sich trug, an dessen Ohr und Gemüt klang das Lied vorbei. Und das ist die Lehre: Gott zu vernehmen sind nur die imstande, in deren Gemüt das eigene Saitenspiel widerklingt bei dem Liede, das aus der Ewigkeit zu uns herüber weht.

Freilich wie oft für unser menschliches Denken und Fühlen hat sich Gott unbezeugt gelassen! Gäbe es fromme Völker, wir würden wie Hölderlin sprechen: „(Doch) fern ist er zu frommen Völkern, die ihn noch ehren, hinweggegangen.“ Wie sehnlich harret seit vielen Jahren das deutsche Volk, daß etwas ihm geschieht! Wie berechtigt ist aus euren Seelen heraus die Bitte: „Mach, daß etwas uns geschieht!“ In jenem „Etwas“ drückt sich die ganze Ratlosigkeit der Gegenwart aus, aber auch das ganze Vertrauen, daß durch unberechenbares Geschehen die erstickende Atmosphäre der Erde verwehen könnte. Wie wünschen wir euch, liebe Abiturienten, daß von Gott aus euch etwas geschieht. Denn eure Eltern und Erzieher brachten euch einst unter ganz anderen Erwartungen und Hoffnungen hierher, als sie und ihr jetzt hegen dürft. Aber trotz alledem, ihr wollt nicht vergessen, was in dem alten Afranergelübde zuerst steht: dankbar zu sein. Denn aus Kindern, die ihr damals wart, seid ihr Jünglinge geworden, kraftvoll und selbständig, und euer Geist hat eine Bildung erfahren, die nicht so angegriffen würde, wenn sie nicht so beneidenswert wäre. In einem künftigen Afraneralbum wird euer Jahrgang mit 44 Namen vertreten sein, d. h. 44 Abiturienten müßten jetzt ihrer Entlassung harren. Ihr 23, die ihr ans Ziel gekommen seid, solltet ihr nicht

dankbar und fröhlich sein? Und mit euch die, die euch einst der Schule anvertrauten. Wir gedenken mitfühlend auch daran, daß vier von euch schon vaterlos zu uns kamen, einer darunter Vollwaise ist. Und gerade unser unvergessener Altafraner, Rechtsanwalt Hienßsch, der die Schule so liebte und um sie sich große Verdienste erworben hat, wie würde er sich heute der Valediction seines Sohnes freuen! Das strenge Wort vom Leid hat noch mancher von euch früh gelesen, sei es, daß die Kriegsverletzung oder Krankheit des Vaters Mitleiden und Miterleiden in seiner Seele schuf, sei es, daß die Sorge um wirtschaftliche Dinge die Heiterkeit des Lebens trübte. Die Arbeit, die Betätigung als Staatsbürger in der kleinen *πολιτεία* St. Ufra, Kameradschaft und sogar Freundschaft halfen auch Schweres tragen. So seid ihr in die Oberprima gelangt, die Klasse, deren Eindruck und Eigenart bei Lehrern und Schülern und damit in der Geschichte St. Ufras maßgebend und bleibend zu sein pflegt. Ich will euch keine laudatio halten, der von vornherein der Glaube versagt wird, sondern nach Goethes Forderung alles in allem nehmen, und darum darf ich euch doch als *πολιται Ἀργεοί* rühmen. Ihr habt als Inspektoren eure Pflichten zu unserer großen Zufriedenheit erfüllt: die Ehre der Schule hat euch, soweit unsere Wahrnehmungen reichen, wirklich am Herzen gelegen. Euer Sprecher und damit Sprecher des gesamten Coetus, Otto Meyer, ist mir immer als ein freier und wahrhaftiger Mensch gegenübergetreten; es hat sich gelohnt, daß ich ihm höchstes Vertrauen entgegenbrachte. Die Quarta, die Krankenburg, die Gärten sind gut versorgt gewesen; wie schön glückten unsere musikalischen Abende. Ohne Mikafford kann ich euch heute entlassen, und ihr werdet es einmal als einen Gewinn betrachten, daß ihr in jungen Jahren Pünktlichkeit, Treue und Pflichterfüllung beweisen müßt, Eigenschaften, die euch auch zur Arbeit im Berufe geschickt machen, wenn sie nur euer harrete:

Mach, daß etwas uns geschieht,  
Sieh, wie wir nach Leben beben.

Das war ja das Schöne im Gange des Jugendlebens, daß, wenn eine Arena durchlaufen war, die andere sich lockend aufstaut und in stürmischem Laufe in Angriff genommen wurde. Wie gerne würde ich auch jetzt auf euch die Homerischen Verse anwenden:

„Wie wenn ein Füllen im Stall, mit Gerste genährt an der Krippe,  
Mutig die Halfter zerreißt, es schlagen die Hufe den Boden,  
Trogender Kraft trägt hoch es das Haupt, und rings an den Schultern  
Fliehet die Mähne umher; doch stolz auf den Adel der Jugend,  
Tragen die Schenkel es leicht, wo die Rosse zu weiden gewohnt sind.“

Der Vergleich legt es nahe, daß damit die nächstältere Generation gemeint ist, deren Weideplätze in dem Gebiete der Hochschulen, der Armee, der Industrie und Landwirtschaft sich dehnten. Nach solchen Weideplätzen stand das glühende Verlangen der Abiturienten früherer Zeiten wie heute das eure. Und es ist die tiefe Tragik eures und der künftigen Jahrgänge, daß seit Monaten und zwar täglich euch verkündet wird, alle diese Weideplätze seien überfüllt und von dem Unkraut der Auslichtlosigkeit überwuchert. Darum noch einmal unsere und eure Bitte:

Mach, daß etwas uns geschieht,  
Sieh, wie wir nach Leben beben.

Aber neben dem „ora“ stehe auch in den Zeiten der Arbeitslosigkeit gleich das „labora“. Wie ihr zu einer Arbeit gelangen könnt, die euch ernährt, vermag ich, vermag niemand zu sagen. Aber Arbeit hat auch einen inneren Lohn und Segen, wenn sie in rechtem Geiste getan wird, und Arbeit, die solchen Geistes in besonderem Maße bedarf, gibt es in Hülle und Fülle. Es ist die Arbeit an unserem Volke. Das deutsche Volk ist, wie ich glaube, im Kerne gesund, aber es zählt zuviel der Kranken. Krank sind, die keine Ehrfurcht vor dem Heiligen haben, krank, die das Vaterland hassen, ja schon die, für die es ein gleichgültiger Wert ist; krank sind die Habfüchtigen, krank die Genußfüchtigen. Und das ist das Furchtbare an diesen Kranken, daß sie den Unerfahrenen stark und imponierend erscheinen, wie eine Erstaussgabe vom Übermenschentum, und daß sie ebendeshwegen Ansteckungsträger schlimmster Art sind. Hätte nicht Solon an seinem Volke gearbeitet, so waren die Athener infolge der Habsucht der Großen zu Grunde gerichtet. Aber vergeblich hat ein so energischer Fürst wie Augustus die Genußsucht und Wollust bekämpft, die gewöhnlichen Todesursachen sterbender Völker. Diese Lüfte zerstören die Arzelle des Staates, die Familie, schaffen lichtscheue Verbindungen, die auf niedrigstem Triebleben beruhen, schaffen mit einem Worte einen großen Teil des Proletariats. Die Kinder, nicht auf dem sonnigen Boden der Familie aufgewachsen, fühlen sich wurzelloß, hassen später den Staat, der nach ihrer Meinung nicht genug der Fürsorge für sie aufwendet, kennen die Ehrfurcht nicht, weil die, die sie zeugten, die Ehrfurcht mit Füßen traten, suchen nur das Ihre, weil ihnen das Ihre nicht zuteil wurde. Für all diese Kranken arbeitet der Apparat des Staates — Mitarbeiter ist also das Volk —, nicht so etwa, daß sie der Heilung entgegengeführt würden, sondern so, daß sie krank bleiben dürfen, ja in ihrer Krankheit bestärkt werden. Es ist durchaus erlaubt, also legal, einer Partei anzugehören, die deutsche Tradition, Art und Sitte vernichten will, es ist erlaubt, also legal, die Gottlosenbewegung zu fördern, dem Habfüchtigen stehen manche Wege offen, den Geschäftsmann zu ruinieren, den Bauer aus seinem Besitz zu treiben; der Lüftling nicht nur, sondern auch der Unverdorbene schöpft aus mancher konzessionierten Schaustellung niedriger Art Anreiz zu niedrigem Tun. Es ist schlimm, daß ein Volk, das um sein Dasein und um die Wiederherstellung seiner Ehre ringt, so viele Parasiten an seinem Körper hat, die seine Kraftentfaltung hindern. „Der Tod ist der Sünde Sold,“ das gilt auch für die Völker. Soll es schon soweit sein, sollte schon die Stunde gekommen sein, von der Goethe weisagte: „Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an der Menschheit hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung?“

Nein, wir wollen uns erheben  
Wie ein Glanz und wie ein Lied.

Das sei euer Gelübde, meine lieben Abiturienten. Ich weiß freilich, daß einige von euch es nicht sogleich erfüllen können. Es wird auch unter euch faustische Naturen geben, die erst einmal dem dunklen Pole unseres Daseins zustreben, bis sie wie Faust geläutert ihm den Rücken kehren

nach dem Apostelwort: Ihr waret weiland Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn. Ich erwarte von euch, daß keiner im Schlamme versinkt. Glücklich sind die, die sich des rechten Weges gleich bewußt sind und wie von einem Genius geleitet ihre Straße ziehen. Aber wie es auch sei — wissender die einen, glücklicher die andern — beide seid ihr berufen zu dem Bekenntnisse:

Und wir wollen uns erheben  
Wie ein Glanz und wie ein Lied.

Der echte Glanz hat ein Leuchten in sich, das echte Lied ist voller Harmonie. Wenn ein Mensch sich weiß als *τις αὐτὸς θεός*, so ist es licht um sein Reden und Tun, so verbreitet er Helligkeit und Wärme und weiß aus dieser seiner Verbundenheit mit dem Höchsten, was gut und böse ist und wo und wie er wirken soll, nämlich sittlich auch im politischen, auch im gesellschaftlichen, auch im wirtschaftlichen Leben. Wenn wir die sittlichen Werte nicht als die höchsten, als die absoluten Werte anerkennen, wird die Menschheit in Lüge, Habsucht, Wollust versinken. Gottverbundenheit allein kann uns retten, nicht die Vernunft, von der Mephisto sagt:

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,  
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.“

Sorget, meine lieben Abiturienten, daß es von euch heißen kann: Ihr seid allzumal Kinder des Lichtes, von denen ein Leuchten ausgeht, das andere beglückt. Denn dann ist vernehmbar auch eures Lebensliedes Melodie. Und die Menschen horchen auf, weil etwas Ewiges in dem Liede schwingt.

Wie lernen wir unser Lebenslied, das unsere Seele mit Harmonie erfüllt? Wir dürfen nicht versinken in den Alltag, wir müssen das Allzumenschliche — Ärger, Verdrießlichkeit, Begierde — ablegen, wir müssen jeden Tag einmal Zeit haben, des Körperlichen zu vergessen und der Seele ihren Flug zu verstaten, daß sie schweben kann wenigstens bis zu dem großen Abgrund, der die Ewigkeit von der Zeitlichkeit trennt. Aber die Tiefe hinweg vernimmt die Seele, was ihr Kraft gibt, die Dinge dieser Welt in höherem Geiste zu tun, das Große groß, das kleine gering zu achten. Aber es ist der Seele nicht verstatet, dort zu verweilen, wo höchste Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit wohnt; ihr wißt, es ist ihre Pflicht zurückzukehren in den Körper und mit ihm vereint zu wirken unter denen, die noch in der Finsternis sind. Und diejenigen von ihnen, die in der eigenen Seele ein Saitenspiel haben, erfreuen sich dann der Harmonie, die von euch ausgeht und suchen die eigene Seele darnach zu stimmen.

Das sind, wie ich meine, hohe Aufgaben, die euer warten. Aber eben, weil wir hier auf der Erde, hier in unserem Deutschland zu wirken berufen sind, wollen wir heraus aus der Not, der Enge, aus der Schande. Mit euch sprechen wir als Gebet, Wunsch und Gelübde:

Mach, daß etwas uns geschieht,  
Sieh, wie wir nach Leben beben.  
Und wir wollen uns erheben  
Wie ein Glanz und wie ein Lied.

## Horaz: Donec gratus eram tibi.

Nachdichtung in Rudolfstädter Mundart, entstanden 1873.

Von Johannes Boeschel.

Abgedruckt in Dr. J. Zmelmanns Schrift Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachflänge aus 3 Jahrhunderten, Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 1899, S. 30 und 78. Veröffentlicht in der Berliner Philologischen Wochenschrift Nr. 40 vom 6. Okt. 1900.\*)

Wie dr Hans un de Marthe of ännaner eifersicht'g, un wie se sich nachen widder gut geworr'n sinn.

Su lange ech dei Hans noch war  
Un dich kä annrer liste nech,  
Su lang ech noch dei Hönn un Har,  
Dei Alles, ach da mänte ech:  
Dr König hat ju völerlei,  
Su glücklich kann'r doch nech sei!

„Su lang an mir dei Harz nur höng,  
Du Dorthen noch nech zugelacht,  
Wie ech Dr iber alle göng,  
Saltdamals ha ech oft gedacht:  
Je, Marthe, haste a ka Galb,  
Böst doch de Reichste off d'r Walt!“

Ech hönn egt nur dr Dorthen gut,  
Das ös e Staatsböng von ä Mägen,  
Und ä Geföcht wie Mölch un Blut,  
Da ös kä Engel nischt vergägen,  
Fer dee, ob's mich ze Lud a brennt,  
Göng ech dorch's Feier möttelwend.

„Ech hönn egt Fritzen; jedes wöf,  
Wie dar ös käner in der Stadt  
Su schön un stark, un's Beste ös,  
Daß ar mich a su garne hat.  
Dar thät fer mich und ech fer ihn,  
Dorch's Feier un dorch's Wasser gihn!“

Wenn ech der Marthe aber nu  
Doch su ä böschen gut noch wär  
Und Dorthen nech mehr lachte zu, — —  
Ös dann bei Harz 'n Fritz nech mehr?  
S'ös Hansen widder, gell, dar hat's  
Doch ämal, du böst doch mei Schatz!

„Böst du a wonnerlich metonger,  
Un gibt's a zahnmal schönre noch  
Wie du, s'ös epper käner dronger,  
U Fritze nech, das wöf ech doch,  
Dem ech su ganz ze ägen bönn,  
Du böst mei Hans, mei Har und Hönn!“

\*) Der Herr Verfasser war damals Unterprimaner. Anm. d. Schriftleitg.

## Zum Lenz in die Berge!

(Alpenstufkursus der Technischen Hochschule Dresden, Ostern 1929.)

Von Bernhard Lauchnitz.

Der junge Tag bricht an. Langsam wird es hell. Aber in ein düsteres Grau blickt das Auge. Nebelmassen, gleich einem dichten Mantel, umhüllen alles.

Immer näher bringt uns der Zug den Bergen. Wenn nur der lästige Nebel weichen wollte! — —

In unserem Wagen wird es allmählich lebendig. Schlafen bei diesem Schaukeln und Schütteln macht hungrig. Nach dem Frühstück verspürt man Lust zu einem Skatenspiel oder einer Partie Schach. Ein gewonnenes „Grand ohne Vier“ löste allgemeine Begeisterung aus, und die letzten Dauerschläfer, die von München bis jetzt wacker durchgehalten haben, fallen ihr zum Opfer.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wir bereits zwischen den Bergen fahren müssen. Aber immer noch der lästige, dichte Nebel! Wie hatten wir uns auf den Anblick der gewaltigen Alpen im Morgen Sonnenschein gefreut! Doch was ist das? Schimmert dort nicht etwas durch die grauen Nebelschwaden, gleich einem zarten rosigen Hauch? Es schwebt näher — der dunstige Schleier wird dünner — und plötzlich, wie durch Zauberspruch, sind die Nebelgeister spurlos verschwunden — wir blicken empor in die erhabene Pracht mächtiger Bergriesen. Ihre schneeigen Häupter strahlen im rosigen Scheine der Morgensonne, und scharf heben sich ihre zackigen Gestalten vom lichtblauen Himmel ab. Andächtig, ergriffen blicken wir auf das Wunder. Die Natur mit ihrem herrlichen Werk und ihrem Zauberspiel hat ein Zeichen in unsere Herzen für ewig gebrannt. Wir bewahren damit eines jener kostbaren Geschenke, deren es im Leben nur wenige gibt.

Wie schön liegt auf glänzend weißem Schneetuch Garmisch-Partenkirchen! Wichtig, kraftstrotzend, erhebt sich das zackige Massiv des Wettersteingebirges mit dem gewaltigsten der deutschen Berge, der Zugspitze. Jenseits grüßen die Riesen der Karwendelgruppe. Zwischen diesen gigantischen Felsmassen hindurch trägt uns das Zügle immer höher hinauf.

Das liebliche Mittenwald liegt hinter uns, und bald ist die höchst gelegene Station dieser Bahnlinie, Seefeld, bereits auf österreichischem Boden, erreicht. Tief unten in den Tälern brodelnd und wallt noch der Nebel, gleich Wasser in riesigen Strömen. Besonders ein Tal, breit und von gewaltigen Bergmassen umrandet, fesselt unsere Blicke. Es ist das Inntal, die Hauptader Tirols. Dort unten unter dem Nebel liegt die Hauptstadt des Landes, Innsbruck, unser nächstes Ziel. Durch Berge hindurch, über tiefgründige Schluchten hinweg, an fast senkrecht abfallenden Felswänden dahin führt uns der Zug zu Tale. Dieser Schienenweg stellt eines der größten Wunder menschlichen Geistes und menschlicher Arbeit dar.

Zartgrüne Auen, dunkelbraune Ackerflächen lachen uns entgegen. Wohlzig-warm scheint die liebe Sonne, lustiger Lerchensang tönt aus blauen Lüften —; der Lenz lacht in diesem Tal! Endlich haben wir ihn gefaßt!

Hier also weilt der launige Junker und läßt den kalten Norden warten, der ihn so heiß ersehnt. — —

\* \* \*

Innsbruck, ich muß dich lassen! Wir haben dich in der kurzen Zeit liebgewonnen, schöne stolze Stadt.

Ehe wir scheiden, besteigen wir den kleinen Hügel vor der Stadt, dessen Erde das Blut so vieler tapferer Tiroler getrunken hat, den Iselberg. Wir stehen vor dem wichtigen Denkmal des großen Tiroler Helden, der sein Gut und Blut dem heiß geliebten Vaterland geopfert hat und dessen Gebeine jetzt da unten in der Hofburg ruhen. Die Fahne des Grabmals von Andreas Hofer ist umflort — seit jenem Tag, da die deutschen Brüder jenseits des Brenners Italiens Farben hissen mußten.

Die Bahn trägt uns in rascher Fahrt talaufwärts. Am rauschenden Inn entlang, vorüber an manchem historischen Ort. Jenes Kreuz an der steilen Nordkette bezeichnet die Stelle, wo einst der Sage nach Kaiser Maximilian bei einer Jagd aus gefährlicher Lage befreit werden mußte. Dieses alte Kloster, dessen rote Dächer sich vom dunklen Fels hintergrund eigenartig abheben, wurde 1271 gegründet von Elisabeth, der Mutter Konrads, des Letzten der Hohenstaufen. Sie tat es aus Schmerz über den Tod ihres Sohnes. In den Mauern des Klosters Stams ruhen die irdischen Reste der Stifterin und die der meisten Fürsten Tirols. —

Aus fernen Höhen grüßen die glitzernden Eis- und Schneefelder der Oetzaler Riesen. Da verengt sich das Tal, kaum daß einige Sonnenstrahlen auf den Grund gelangen. Zu beiden Seiten streben gewaltige Berge himmelwärts. Mit lautem Getöse stürzen die Wasser des Inn im steinigen Bett dahin. —

Langsam weitet sich das Tal wieder, und vor uns liegt Landeck. Majestätisch grüßt die Parfeier Spitze, die höchste Erhebung der Nordalpenkette, herab. — —

Wir haben den Eisenbahnwagen mit einem bequemen Postautobus vertauscht. In lustiger Fahrt geht es weiter talaufwärts, rechts der schäumende Inn, links zackiger Fels. Die bewaldeten Hänge treten wieder dichter zusammen. —

Nochmals werden wir erinnert an das hartnäckige Ringen der Tiroler um ihre Freiheit. Hier um diese Pontlacher Brücke tobten 1703 und 1809 blutige Kämpfe zwischen Tiroler Bauern und bayrischen Truppen. — —

Die Fahrt führt durch kleine Dörfer mit engen, winkligen Straßen. Unwillkürlich duckt man sich, um mit den weit vorgebauten Dächern nicht in Berührung zu kommen. Hinter dem Dorfe Prutz, an der Einmündung des romantischen Kaunser Tales in das Inntal, blicken die alten Mauerreste der einstigen Beherrscherin dieses Tales, der Burg Ladis, stolz vom hohen Fels herab. Hoch oben ziehen sich die weiten Schneehänge des Samnaun hin. Dort liegt unser Ziel.

Die Sonne neigt sich tiefer. Ganz golden glänzen die Berge, und im Perlmuttertschimmer leuchten die Wasser des Inn. — —

In Tschuppach ist unsere Fahrt zu Ende. Bereitstehende Schlitten nehmen unser Gepäck und unsere „Brettel“ auf, und im Dämmerchein steigen wir auf verschneiten Waldpfaden empor. Von einem Felsvorsprung aus blicken wir nochmals hinab in das Inntal, das bereits im

nächtlichen Dunkel liegt. Nur das schwach-grüne Band des Inn leuchtet hier und da auf. Rings um uns aber glimmen die Bergspitzen in blutrotem Feuer. — —

Wie wir das kleine Gebirgsdorf Serfaus erreichen, steht der blante Mond am schwarzblauen Himmel und verspricht uns das schönste Wetter für unseren Sport. —

Welcher Tag war der schönste? Ich weiß es nicht. Wir standen uns mit dem Lenz auf Du und Du. Mit wunderbarem Alpenglühn beginnen die herrlichen Sonnentage. Kein Wölkchen trübt das lichte Blau des Himmels. Greifbar nahe liegen all die mächtigen Bergriesen um uns her. Und wir, der langentbehrten Wärme so dringend bedürftig, ziehen hinaus auf die weiten Schneeflächen zu Tourenfahrten oder an die Übungshänge. Nur mit Sporthose begleitet führen wir unsere Bretter durch den körnigen Firnschnee. Bunte Falter spielen über dem glitzernden Schneeteppich.

Und haben wir uns müde „gearbeitet“, so rasten wir am Südhang auf weichem, grünen Waldboden. Tief atmen wir die würzige, erdige Luft der erwachenden Natur. Schon wagen sich die silbernen Käzchen der Weiden ans Licht der Sonne. Weiße und blaue Krokusse blühen zu Tausenden auf den schneefreien Südhängen, deren zartes Grün von Tag zu Tag dunkler und saftiger wird. Und all das Wunderweben des lieblichen Lenzes dürfen wir auf unseren Fahrten belauschen.

Es rinnt und rieselt an den Hängen herab. Die Schneedecke wird täglich dünner und zieht sich ängstlich zusammen. Wir müssen mit unsern Skiern höher hinauf. Neue Wunder der herrlichen Alpenwelt tun sich uns auf. Wie klein und nichtig fühlt sich der Mensch beim Anblick der unzähligen Bergriesen! Eine gewaltige Sinfonie aus Wucht und Kraft, von wilder Schönheit und Majestät! Und auf allem ruht goldner Frühlingssonnenschein. — —

\* \* \*

An einem der letzten Tage zeigen sich im Süden und Westen dünne, langgezogene Wolken. Unsere wetterkundigen Sportlehrer prophezeien mit bedenklicher Miene Föhn. Sie haben recht. Der Nachtfrost bleibt aus. Am anderen Morgen graue Wolken am Himmel. Nur hier und da dringen einige Sonnenstrahlen hindurch. Fernes Lawinendonnern. Oben an den Hängen breite Spuren abgestürzter Schneemassen. Als hätten die Berggeister sämtliche Schleusen geöffnet, rieseln in zahllosen Bächen die Schmelzwasser zu Tale. Die Dorfstraßen scheinen grundlos zu sein. — Föhnstimmung.

Das Schneeschuhlaufen ist wegen erhöhter Lawinengefahr untersagt. Da greifen wir zum Wanderstab und steigen hinab ins Tal. Wir wandern inaufwärts, über Pfunds, der schweizerischen Grenze zu. Das Tal wird enger, die Wände steigen senkrecht empor. Die künstlich angelegte Straße führt in beträchtlicher Höhe an den Felswänden hin. An mehreren Stellen ist sie durch die Felsen gesprengt worden. Herrliche Ausblicke belohnen eine kurze Rast. Der höchstgelegene Ort dieser Päßstraße ist Hochfinstermünz. Tief unter uns rauschen die dunklen Wälder des

Engadin. Bisweilen mischt sich in ihr ewiges Lied das dumpfe Rollen einer niedergehenden Lawine oder das Sprudeln eines nahen Gießbaches. An dem hellgrünen Bett des Inn zieht sich die alte Römerstraße entlang. Alte Gemäuer, Altfinstermünz, kleben an Felswänden, verlassen, einsam. Sie träumen von vergangenen, vielleicht herrlichen Zeiten. — —

— — Der Föhn ist vorüber. Am blauen, klaren Himmel herrscht wieder allgewaltig die „Königin des Tages“. Aber vorüber sind auch unsere herrlichen Ferientage. Wir müssen Abschied nehmen von den Bergen mit ihrem körnigen Schnee, von „der Matten warmem Grün“, von dem kleinen lieben Dorf mit seinen biederen Bewohnern.

Die Sterne sind gerade verblaßt, als wir mit einem kräftigen „Stheil“ und freudigem „Auf Wiedersehn“ die Dörfler und ihre schöne Heimat zum letzten Male grüßen. Herzlich erwidern sie unseren Gruß. Am uns beginnen die Berge zu glühen im wunderbarsten Rosenrot, das unser Auge je geschaut. Und das göttliche Feuer glitzert und gleißt, bis die goldene Sonne siegreich über den Bergen steht. So grüßt uns die Natur.

Mit vollen Herzen, reich beschenkt, braungebrannt, steigen wir hinab ins Tal. — — —

## Der Leipziger Aftanabend

lädt auch für das Sommersemester 1932 zu seinen Zusammenkünften ein. Die Abende finden statt am 10. Mai, 9. Juni und am 14. Juli 20 Uhr im Thüringer Hof. Ganz besonders herzlich eingeladen sind Altafraner aus den älteren Jahrgängen, damit der Zusammenhalt zwischen alten und jungen Altafranern wieder etwas fester wird, als er es jetzt in Leipzig ist. Vorsitzender: cand. med. dent. Hans Burkhardt, Leipzig S. 3. Elisenstr. 150.

## Die Ortsgruppe Plauen 1931.

Das Jahr 1931 führte die Ortsgruppe Plauen des Vereins ehemaliger Fürstenschüler viermal zusammen. Bei der 1. Zusammenkunft am 19. März 1931 erfreute uns Herr Studienrat Dr. Kneisel (Afr. 12) durch eine Plauderei über Südwest-Afrika. Herr Dr. Kneisel war bis vor kurzem Lehrer an der deutschen Oberschule in Windhuk und verstand es, unterstützt von ausgezeichneten Photographien, uns Land und Leute, Verkehr, Schulwesen, Jagd und Eingeborene in der ehemaligen deutschen Kolonie anschaulich zu machen. Ein Abend in einem hiesigen Gartenlokal am 30. Juni litt unter der Ungunst der Witterung. Die beiden letzten Veranstaltungen, am 8. Oktober und 11. Dezember, waren still und nur wenig besucht; denn auch auf manchem von uns lasten mehr und mehr der Druck der Verhältnisse und die Notverordnungen.

Dr. Conrad, Afr. 14.

## Neuerwerbungen der Schülerbücherei

im Schuljahr 1931/32.

**Geschenke:** Poland-Reifinger-Wagner, Die antike Kultur. — Wilken, Alexander der Große. — Kromayer-Weiß, Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer. — Schneider, Rom und Romgedanke im Mittelalter. — Flake, Ulrich von Hutten. — Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. — v. Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877—1916. Hrsg. v. Eliza v. Moltke. — v. Sirpiß, Erinnerungen. — v. Hausen, Erinnerungen an den Marnefeldzug 1914. Hrsg. v. Kirchheim. — v. François, Gorlice 1915. — v. Wrisberg, Der Weg zur Revolution 1914—1918. — Ders., Heer und Heimat 1914—1918. — Ders., Wehr und Waffen 1914—1918. — Somary, Wandlungen der Weltwirtschaft seit dem Kriege. — Montaigne, Versuche. Übers. v. Vollgraff. — v. Henking, Tagebücher aus vier Weltteilen 1886—1904. Hrsg. v. G. Lihmann. — Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrh. Bearb. u. Hrsg. v. H. Lemke. — Vogner, Die verwirklichte Demokratie. — Viscount d'Albernon, Ein Botschafter der Zeitwende. Memoiren. 3 Bde. — Böcklin, Wissen und Verändern! Offene Briefe an einen jungen Menschen. — Foerster, Erziehung und Selbsterziehung. — Heinzl, Von den Ursachen der Größe Roms (in 10 Exemplaren). — Der Volks-Brockhaus. — Schreckenbach, Der deutsche Herzog. — Weber, Dreizehnlinden.

**Anschaffungen:** Herodot, Reisen und Forschungen in Afrika Bearbeitet von Treidler. — Berge, Griechische Geschichte. Bd. I. — Grimberg, Weltgeschichte. Bd. II: Die Griechen. Bd. III: Die Römer. — Heinze, Die Augusteische Kultur. — Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit. — Schrader, Die Indogermanen. — Sven Hedin, Bagdad, Babylon, Äthiopien. — André, Dem Vol entgegen. — Barta und Bell, Geschichte der Schularbeit am deutschen Volkstum. — Roh, Das Meer der Entscheidungen. — Lenz, Napoleon. — Stieve, Die Tragödie der Bundesgenossen Deutschland und Österreich-Ungarn 1908—1914. — Ehrenkenmal der deutschen Armee und Marine. — Dwinger, Zwischen Weiß und Rot. Fried. Das Ende des Kapitalismus. — Schönbrunn, Der Einzelne und der Staat. — Weichelt, Zarathustrakommentar. — Viktor, Der junge Goethe. — Rieß, Der Dom zu Freiberg. — Künstlermappe Max Klinger. Farbige Bilder zur Kunstgeschichte. Abt. 15: Die neue Malerei in Auswahl, ergänzt durch Einzelbilder zur Frührenaissance. — Album der Dresdner Galerie. 50 Farbendrucke mit begleitendem Text. — Bruhns, Die Meisterwerke Bd. VIII: Das 19. Jahrhundert. — Vermächtnis. Dichtungen, letzte Aussprüche und Briefe der Toten des Weltkrieges. Zusammengefasst und eingeleitet von E. Redzlob. — Maeterlinck, Das Leben der Bienen. — Steche, Grundriß der Zoologie. — Bröger, Bunker 17. Geschichte einer Kameradschaft. — Gunnarson, Die Leute auf Borg. — Rippling, Fischerjungs. — Kohde, Die liebe Frau von der Geduld. — Wassermann, Das Gänsemännchen. — Kolbenheger, Das Lächeln der Penaten. — Raabe, Die Affen des Vogelfangs. — Braun, Die Heilung der Kinder. Federer, Eine Nacht in den Abruzzen. — Ders., Das Wunder in Holzshufen. — Vrechtl, Ulfestis. Die Tragödie vom Leben. — Stefan George, Gedichte. Auswahl.

Dr. Vogel.

## Abgang und Zuwachs.

Am 30. April 1931 ging ab aus VIII: Siegfried Ditz; am 10. Juli aus VIII: Werner von Redwitz; am 17. Oktober aus OII: Karl Janke; am 23. Dezember aus UI: Gerhard Fasold; am 17. März 1932 gingen ab aus OIII: Max Bochert und Karl-Heinz Ziemann; aus VIII: Hans-Joachim Holtz; aus IV: Gerold Kröber.

Mit dem Zeugnis der Reife wurden feierlich verabschiedet 23 Oberprimaner und 1 Oberprimanerin:

Bernhard Märkel aus Geringwalde (Theologie),  
Hans-Jochen Knop aus Stolpen (Maschinenbau),  
Günther Lennert aus Dresden (Buchhandel),  
Hans-Joachim Richter aus Nossen (Medizin),  
Werner Mühl aus Neustadt i. Sa. (Mathematik),  
Urfula Tixe aus Berlin (Medizin),  
Otto Meyer aus Lue (Pädagogik),  
Friedrich Hirschmann aus Dresden (Medizin),  
Hermann Leuschner aus Dresden (Theologie),  
Lothar Förster aus Thalheim (Pharmazie),  
Helmut Hienzsch aus Dresden (Jura),  
Friedrich Roth aus Zwickau (?),  
Walter Käseberg aus Niekritz bei Riesa (?),  
Johannes Niedner aus Daresalam (Jura),  
Herbert Beher aus Domschitz (?),  
Rudi Stohr aus Birna-Jessen (Theologie),  
Heinz Gläsel aus Leipzig (Kaufmann),  
Erich Bräunig aus Gelobthland (Forstiaufbahn),  
Johannes Lamm aus Dresden (Medizin),  
Bodo Judenfeind-Hülke aus Rüstringen (Diplomlandwirt),  
Hans Claus aus Niederoderwitz (neuere Sprachen),  
Gottfried Reichler aus Zehdenick (Theologie),  
Gerhard Piltz aus Lengsfeld (Siedlung).

Während des laufenden Schuljahres (1931/32) wurden aufgenommen am 10. Mai nach IV: Hans-Armin Wagner (Vater Dr. med. vet., Tierarzt, Dippoldiswalde); am 8. Januar nach IV: Walter Meyercordt (Vater Fabrikdirektor, Leipzig).

Die Aufnahme-(Weit-)Prüfung haben folgende 23 Schüler bestanden: nach UI: Freyer, Tanfred (Pfarrer, Dittersbach a. Eigen) — Wiesner, Erich (Bergmann, Borna); nach UIII: Bleyer, Wolfgang (Lehrer, Leipzig) — Müller, Hans-Günter, Studienrat, Dehsch-Markfleberg — Francke, Wilhelm (Rechtsanwalt und Notar, Dr. jur., Meißen) — Löss, Lothar (Oberlehrer, Adorf) — Wiese, Christian (Kaufmann, Meißen) — Müller, Horst (Amtsgerichtsdirektor, Meißen) — von Hopffgarten, Karl-Christoph (Oberlandesgerichtsrat, Dresden) — Schulze, Hans-Jochen (Bürgermeister, Geising) — Reichardt, Wolf (Major a. D., Mittweida) — Bicklenberg, Hans-Joachim (Kunstmaler, Chemnitz) — Probst, Hermann (Pfarrer, Grumbach) — Schanz, Christian (Missionar a. D., Pfarrer, Gersdorf b. Leisnig) — Langhammer, Rolf (Kaufmann, Charbin in China) — Streckfuß, Friedrich (Apotheker-Affistent, Meißen) — Droop, Hermann (Kunstmaler, Dresden) — Eschebach, Fritz (Gewerbefachlehrer, Plauen im Vgtl.) — Böhme, Claus (Oberregierungsrat, Dr. jur., Chemnitz) — Wagner, Siegfried (Lehrer, Röhrsdorf bei Wilsdruff) — Siegert, Johannes (Lehrer f. Chemnitz) — Wagner, Hans-Armin (Tierarzt, Dr. med. vet., Dippoldiswalde) — Meyercordt, Walter (Fabrikdirektor, Dipl.-Ing., Leipzig).

Nach Quarta sind 17 Schüler angemeldet, die Aufnahme findet am 4. April statt.

## Lebenslauf

des Studienreferendars Dr. phil. Gottfried Teuscher.

Ich wurde am 15. Mai 1905 zu Altenberg (Bez. Dresden) als Sohn des Direktors Hans Teuscher geboren. 1911—1916 besuchte ich die Bürgerschule Lengefeld im Erzgebirge und die Privatschule meines Vaters. 1916—1924 war ich Schüler des Gymnasium Albertinum zu Freiberg. Sommersemester 1924 bis Wintersemester 1925/26 studierte ich in Heidelberg, anfangs Rechts- und Staatswissenschaften, sodann Philosophie, Geschichte, Deutsch und Englisch. Dies Studium setzte ich Sommersemester in Wien, ab 1927 in Leipzig fort. Danach war ich ein Jahr als Hauslehrer bei einer Arztfamilie in Bevensen (Lüneburger Heide) tätig. Nach meiner Promotion über „Der Werdegang Kanadas zum Dominion von 1867“ widmete ich mich dem besonderen Studium der Philosophie, Religionslehre, Geschichte und des Deutschen. Im November 1931 legte ich mein Staatsexamen ab. Unterm 1. Januar 1932 wies mich das Ministerium zur Ableistung meines Vorbereitungsdienstes der ehrwürdigen St. Afra zu.

## Verschiedenes.

Besonders herzlichen Dank sind wir Frau Dr. Arnold-Großhain schuldig, die uns eine große Zahl gut verwendbarer Schulbücher und Ausgaben für die bibliotheca pauperum zur Verfügung stellte. — Sehr dankbar haben wir auch die schönen Karten zur antiken Topographie von Herrn stud. phil. Trettin entgegengenommen.

Ein Distichon auf den scheidenden Dr. Preuß, einen Meister des Regelspiels, am Abschiedsabend improvisiert von Professor Winter.

Quamvis corpore sis tenero tu, semper amice,  
contigit altisonans maxima sphaera tibi.

Frei verdeutscht:

Zart ist, Trauter, dein Wuchs, doch mächtig donnert die Kugel,  
Wenn du sicheren Wurfs alle die Neune bezwingst.

Mitten im Balltrubel bekam der Rektor folgendes Distichon des Dr. Preuß zugesandt: Optima Rectori submissaque ferre licebit  
vota; etiam pilae transeat hora bene!

Gelungene Übersetzung eines Quartaners: Traditum est Pisistratum Homeri libros antea confusos collegisse et sic disposuisse, ut nunc habemus. „Es ist überliefert, daß Pi. die Rinder Homers, die vorher verwirrt waren, gesammelt und so aneinander gelegt hat, wie wir sie jetzt haben.“

Afraniische Ecceß, vollständige Reihe bis auf das von 1913, von Herrn Pfarrer i. R. Hans Müller, Afr. 76, in Zwickau aus dem Nachlasse seines Bruders Friedrich zu gunsten des Gemeinen Kastens veräußert. Angebote erbeten an die Schriftleitung.

Der diesjährige Schulball findet voraussichtlich Sonnabend den 2. Juli statt.

Unmittelbar vor Abschluß dieser Nummer erhalten wir die betrübliche Nachricht, daß nach schwerem Leiden Herr Oberkirchenrat Paulus Ludwig Fischer, vormals Superintendent in Chemnitz, heimgesucht worden ist. Er war alumnus Grimensis 1857—1863, der älteste Veteran unseres Vereins ehemaliger Fürstenschüler und hat diesem Verein durch seine geist- und gemütvollte Persönlichkeit, mit seiner erquickenden Rednergabe in unwandelbarer Treue bis zuletzt gedient. Have pia anima!

## Meyers Kleines Lexikon in 3 Bänden,

8., gänzlich neu bearbeitete Auflage mit rund 70 000 Stichwörtern und Artikeln, 4500 Abbildungen und Karten im Text und auf Tafeln. Band I ist bereits erschienen, Band II folgt im Frühjahr, Band III im Herbst 1932. Der nur beschränkte Zeit gültige Vorbestellpreis beträgt 22.50 RM. für jeden Band in Ganzleinen, 25.50 RM in Halbleder. Bei Rückgabe eines nach 1892 erschienenen 2—4 bändigen Lexikons ermäßigt sich der Band-Preis um je weitere 2.50 RM. Schon das Mitarbeiter-Verzeichnis auf der ersten Seite zeigt im Vergleich zu dem Großen Lexikon, daß es sich hier keineswegs um einen Auszug aus dem Zwölfbänder handelt, sondern daß wir ein völlig neues Werk vor uns haben. Überall spürt man eine in derartigen Nachschlagebüchern bisher noch nie durchgeführte Synthese des Wissensstoffes, die nicht nur Wortklärung, sondern wirkliche Bildung und lebendige Anschauung vermittelt. Die sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen, die unser aller Dasein heute in so starkem Maße beeinflussen, sind besonders eingehend berücksichtigt: Arbeit und Geld, Berufswesen und Wirtschaftsstatistik. Die anschauliche und interessante Behandlung aller Stoffgebiete ist hauptsächlich durch die ausgezeichnete Vebilderung erreicht, die auch im Text die naturgetreue, photographische Wiedergabe von Porträts, Landschaften, Zeitdokumenten und Arbeitsvorgängen anwendet. Außerdem ist eine Fülle technisch hervorragender, z. T. mehrfarbiger Tafeln eingestreut, die die Dinge der Natur, die Kunststile, die Errungenschaften der Technik, die Erfordernisse des täglichen Lebens vom Fahrrad bis zum Eigenheim darstellen. Ausgezeichnet ist die photographische Ausstattung, die von jeher eine besondere Stärke des Bibliographischen Instituts war. Neben den geographischen Karten enthält der „Kleine Meyer“ noch eine Menge neuartiger, bunter Kultur- und Wirtschaftskarten, die uns in übersichtlicher Weise z. B. über die Reisproduktion in Ostasien, die Waldverteilung in Mitteleuropa, die Verbreitung des Deutschtums und ähnliches unterrichten.

So ist hier ein Werk entstanden, das sowohl inhaltlich als auch technisch eine Meisterleistung deutscher Qualitätsarbeit darstellt.

## Familiennachrichten.

Verlobt: Gerhard Näther, Afr. 17, Dr. jur., Gerichtsassessor in Riesa, Klosterstraße 3, mit Anneliese Scheider, ebenda, Januar 32. — Erhard Kalweit, Studienassessor in Waldenburg i. Sa., vormals Referendar an St. Afra, mit Lotte Silbermann in Leipzig, Silvester 1931.

Geboren: ein Sohn: Hellmut Müller, Afr. 11, Rechtsanwalt in Dresden-Blasewitz, Wäagnerstr. 21, am 14. 1. 32. Wolfgang Kühn, Afr. 18, Bergingenieur in Halle a. S., am 15. 3. 32. — eine Tochter: Gerd Kluge, Afr. 16, Gerichtsassessor in Leipzig, am 24. 3. 32.

Gestorben: Georg Eulitz, Afr. 77, Dr. phil., Oberstudienrat i. R. in Chemnitz, am 7. 2. 32. — Emil Müller, Afr. 92, Verwaltungsvorstand der Leipziger Markthallen, am 10. 2. 32 in Leipzig — Karl Horst v. Hartmann, Afr. 63, Rgl. Sächf. Oberstleutnant a. D. in Weizen, am 2. 2. 32. — Kurt Friedrich, Afr. 98, Amtsgerichtsrat in Oberwiesental, am 5. 1. 32.

Bestandene Prüfungen: Erste juristische Staatsprüfung: Wolfgang Schöne, Afr. 22; Hans Gehler, Afr. 22; Werner Berghold, Afr. 22. — Für das höhere Lehramt: Christian Hartlich, Afr. 20, jetzt Studienreferendar am Staatsgymnasium Dresden-Neustadt. — Forstreferendar: Siegfried Ohnesorge, Afr. 23, am 10. 3. 32. — Phhysikum: Christoph Luthardt, Afr. 23.

## Geschäftliche Mitteilungen.

1. Preise: a. Jahresbezug 1932: 3 RM.  
b. Einzelnummer 1 RM., ältere 0,25; solche des Jahrg. 30 0,50 RM.  
c. Jahresbericht 1929—30: 1 RM.
2. Denjenigen Herren, die regelmäßige Spender der Afrahilfe des Herrn Dr. med. Weber sind, liefern wir den Boten als Zeichen unserer Dankbarkeit unberechnet.
3. Die Eltern unserer Schüler erhalten den Boten unentgeltlich, falls nicht ausdrücklich ein zweites Stück bestellt wird.
4. Geldsendungen: a. Anschrift: Gemeiner Kasten zu St. Afra, Meißen, Fürstenschule.  
b. Konten: Giro Stadtbank Meißen Nr. 2840,  
Postcheckkonto Dresden Nr. 113531.  
c. Genaue Angabe der Anschrift, des Aufnahmejahres und des Zwecks der Sendung erbeten.
5. Familienanzeigen, Mitteilungen über bestandene Prüfungen, Anzeigen und Berichte über Afranerzusammenkünfte sind besonders willkommen.
6. Anschriften, die fehlerhaft und unvollständig waren, bitten wir zu berichtigen.
7. Fernsprecher des Rektors: 3317; des Rentamts: 3436; des Dr. Hansen 3139.
8. Ansichtskarten. Der Gemeine Kasten verkauft eine Serie Ansichtspostkarten (Zönafel, Hof, kleiner Zwinger, Heldengedenkstein, Blick vom Primanerberg und Götterfelsen) zu je 50 Pfg. Es wird gebeten, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen.
9. Das Afranische Merkbuch ist zur Jahrtausendfeier in 2. Auflage erschienen und kann von Afranern zum Selbstkostenpreise von RM. 4.— zuzüglich RM. 0,50 für Porto und Verpackung durch den Gemeinen Kasten bezogen werden.
10. Die nächste Nummer des Boten erscheint möglicherweise wie voriges Jahr erst am 1. Oktober 1932 als Doppelheft.

Die Schriftleitung    Konrektor Lic. Höhne.